Band 974 ● 2,20 DM

BASTEI

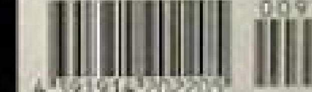
Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Monsterzeit



Band 974 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Monsterzeit

John Sinclair Nr. 974

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 11.03.1997

Titelbild von Oliviero Berni

Sinclair Crew

Monsterzeit

Suko hatte nur kurz ausgeholt und trotzdem kräftig zugeschlagen. Er hatte seinem rechten Arm zudem eine gewisse Drehung gegeben, damit die drei Riemen den schreienden Baum an einer bestimmten Stelle trafen. Es klappte. Die drei magischen Riemen stiegen für einen Moment an der Rinde hoch. Dabei breiteten sie sich aus wie ein Fächer, dann fielen sie herab. noch auf dem weg nach unten erlebten wir die Macht dieser magischen Peitsche. Plötzlich sah es so aus, als wäre der gewaltige Baum von einem mächtigen Windstoß erfaßt worden.

Unsichtbare Hände rüttelten an der Krone. Das gesamte Gebilde wurde durchgeschüttelt. Wir hörten das Krachen der Äste und das Brechen der Zweige. Geräusche, entstanden, wenn ein Baum gefällt wurde. Aber wir hörten noch mehr…

Schreie!
Gellende, wütende und tierische Schreie, die aber nicht von einem Menschen abgegeben worden waren, sondern aus dem Stamm oder dem Astwerk des Baumes drangen, der unter einer wahren Todesangst litt wie ein Mensch oder Tier.
Die Schreie hallten durch den düsteren Wald wie Botschaften aus der Totenwelt. Bei mir zog sich die Haut auf dem Rücken zusammen, und ich glaubte daran, daß es Suko und Douglas Kinny nicht anders erging.
Ich hatte mich zurückgezogen, weil ich schon ahnte, was folgen würde.
Andere Bäume gaben mir Deckung, aber Suko und Kinny standen noch immer in der Nähe des sterbenden Baumes. Beide starrten ihn an. Kinny mehr entsetzt und fassungslos. Es wies nichts darauf hin, als könnte er sich rasch genug von der Stelle lösen, wenn der Baum endgültig zusammenbrach. Sicherlich mit wahrem Donnergetöse.
Suko hatte die Lage ebenfalls erfaßt. Er hakte Kinny unter und zerrte ihn zurück. Ich winkte ihnen zu, und so zog Suko den keuchenden Mann in meine Nähe. Hier waren wir einigermaßen geschützt. Wenn der Baum nach vorn fiel, würde er in die beiden hineinkrachen, die uns umstanden.
Er schwankte, aber noch stand er. Er zitterte von innen. Es sah für uns Beobachter so aus, als würde er sich schütteln. Wir blickten hoch zu seiner Krone hin. Dort begann die Veränderung zuerst. Sie lief einfach so ab, und es war unheimlich für uns, dies mit anzusehen, denn in der Krone liefen in Sekundenschnelle die Jahreszeiten ab.
Hatte der Baum bisher noch das saftige und frische Grün gezeigt, so verloren die Blätter und auch Zweige und Äste ihre ursprüngliche Farbe.
Sie wurden braun, fast schwarz, und im nächsten Augenblick lösten sie sich auf. Es gab kein Blatt, das noch überlebte. Jedes von ihnen verwandelte sich in Asche und rieselte zu Boden.
Ein Regen aus Staub, aus Resten. Die Sicht auf den Stamm des Baumes wurde uns genommen. Wir sahen auch nicht mehr den Spalt, der durch eine Säge entstanden war. Da hatten wir den Baum zuerst schreien gehört, doch jetzt, nach dem gewaltigen Magiestöß, verursacht durch Sukos Dämonenpeitsche und nachdem mein Kreuz keinen Erfolg gebracht hatte, sackte er endgültig zusammen.
Er starb wie ein Lebewesen.
Er schrie dabei.
Klagende Laute hallten durch den Wald. Ausgestoßen in einem wilden, verzweifelten Schmerz. Als wüßte der Baum genau, welches Schicksal ihn ereilte.
Waren bisher nur die Blätter zu Staub geworden, so kamen nun die

Äste an die Reihe. Nichts hielt sie mehr zusammen. Dieses leere und blattlose Gerippe verlor ebenfalls die ursprüngliche Farbe. Ein aschiges Grau blieb zurück. Ausgebleicht. Aussehend wie nach einer gewaltigen Umweltkatastrophe.

Noch stand der Baum.

Aber jemand rüttelte und schüttelte an ihm, so daß sich die kahlen Äste und Zweige gegenseitig berührten. Sie prallten zusammen. Geräusche entstanden, als würden Knochen gegeneinander schlagen. Eine hohl klingende, atonale Musik. Als hätten sich zahlreiche Skelette im Wald bisher versteckt gehabt, die sich nun zeigten und sich gegenseitig immer wieder mit ihren Knochenarmen und -beinen anschlugen.

Der schaurige Rhythmus bannte uns auf der Stelle. Auch die Schreie hörten wir noch. Leiser und immer mehr verwehend. Ob sie aus dem Stamm drangen oder dem Geäst, fanden wir nicht heraus. Jedenfalls hatte sich der Stamm noch gehalten.

Bis jetzt!

Das aber änderte sich, denn die einst braune und harte Rinde bröckelte plötzlich ab. Bevor sie zu Boden fiel, hatte sie schon wieder eine andere Farbe bekommen. Sie glich sich der der Blätter und des Astwerks an.

Grau - ohne Halt und Verbindung. Ein Stoß erfaßte den mächtigen Baumstamm und knickte ihn um.

Wohin fiel er?

Wir hielten den Atem an. Es war durchaus möglich, daß er in unsere Richtung kippte, aber er neigte sich nach keiner Seite zu Boden, sondern sackte in sich selbst zusammen.

Es war mit knirschenden und brechenden Lauten verbunden. Die kahle Krone hatte keinen Halt mehr und mußte der Erdanziehung gehorchen.

Wie ein skelettierter Pilz mit gewaltigen Ausmaßen sackte der mächtige Baum zusammen.

Noch hielt die Krone. Aber sie splitterte. Staub bildete dicke Wolken, die uns die Sicht zur Krone hin nahmen, aber die war schon auf dem Weg nach unten.

Andere Bäume wurden in Mitleidenschaft gezogen. Sie zeigten noch ihr frisches Grün. Wie Knochenarme jagten die Spitzen des Sterbenden in das Laubwerk hinein, bogen es durch, brachen kleinere Zweige ab, die nicht fest genug saßen, und wenig später landete die Baumkrone mit einem gewaltigen Krachen auf dem Erdboden.

Sicherheitshalber hatten wir uns noch weiter zurückgezogen, beinahe schon bis an den Rand des Waldes. Wir wurden nicht mal von irgendwelchen versprengten Resten erwischt. Sie hatten sich bereits in Asche aufgelöst.

Kinnys Blick flackerte. Er hatte alles mit ansehen müssen, und er war geschockt. »Was war das? Verflucht!«

Wir schwiegen. Auch für uns war dieser Vorgang neu gewesen. Damit mußten wir erst fertig werden und ihn einsortieren.

Nicht so unser Zeuge. Er konnte sich nicht mehr halten. Urplötzlich brüllte er los. Er schrie uns an. Seine Worte waren kaum zu verstehen, einmal war Suko an der Reihe, dann ich.

Von schreienden Bäumen brüllte er, von einer verfluchten Erde und der Rache der Natur. Bis er nicht mehr konnte und sich an seinem eigenen Atem verschluckte. Er wollte auch nicht mehr stehenbleiben und sackte dort zusammen, wo er sich aufhielt.

Daß dieser Mann dermaßen die Nerven verlieren würde, damit hatten wir nicht gerechnet. Dabei waren wir durch seine Initiative erst nach Irland gekommen, aber das spielte nun keine Rolle.

Für mich war wieder etwas anderes wichtig. Der Geschmack in meinem Mund hatte sich aktiviert. Wieder kam es mir vor, als wäre ich dabei, auf irgendwelchen Blättern und deren Säfte zu kauen. Bei Suko war dieses Phänomen nicht aufgetreten. Bei mir hing es mit der zwei Jahre zurückliegenden Begegnung zusammen, denn da hatte ich eine gewisse Greta Kinny in einer Bank kennengelernt, die genau in der Zeit überfallen wurde, als wir uns in ihr aufhielten.

Es hatte keine Toten gegeben, dafür eine schwerverletzte Person, ausgerechnet Greta.

Später, als ich sie im Krankenhaus besuchte, hatte ich die bittere Wahrheit erfahren. Greta würde für immer gelähmt bleiben und mußte ihr weiteres Leben im Rollstuhl verbringen. Aber sie war nicht allzu deprimiert gewesen. Sie hatte mir nur erzählt, daß sie wieder zurück nach Irland in ihre Heimat gehen würde. Denn dort fühlte sie sich wohl. Es schien ihr auch nichts auszumachen, das Leben im Rollstuhl zu verbringen.

Und dann hatte sie mir zum Abschied einen ziemlich heißen Kuß gegeben.

Der wiederum war bei mir nicht ohne Folgen geblieben, denn nach ihm hatte sich in meinem Mund dieser bittere und gleichzeitig süßliche Geschmack ausgebreitet. Auf der einen Seite nach Blut schmeckend, auf der anderen nach Pflanzensaft. Durch den Kuß war eben dieser Geschmack von Greta, die sich auch Rosenrot nannte, auf mich übertragen worden.

Ich hatte Greta vergessen. Zwei Jahre vergingen, dann wurden wir hier nach Irland gerufen, um dem Phänomen der schreienden Bäume auf den Grund zu gehen.

Und ausgerechnet Douglas Kinny hatte uns geholt. Es gibt zahlreiche Kinnys in Irland, aber er war der Vater dieser jungen Frau, die jetzt im Rollstuhl saß.

Zufall?

Ich wußte es nicht und glaubte deshalb auch eher an das Schicksal, das wieder einmal einen seiner berühmten Kreise geschlossen hatte. Weit waren wir noch nicht gekommen. Wir hatten praktisch den ersten Kontakt mit diesem unheimlichen Phänomen erlebt, aber die nächsten Schritte waren vorgezeichnet.

Doug Kinny mußte seine Defensive verlassen. Dies hieß für ihn das Hervorkriechen aus dem Schneckenhaus und die Aufgabe seiner Sturheit, denn nun spielte seine Tochter eine weitere Hauptrolle.

Bisher hatten wir sie aus dem Spiel gehalten. Doug wußte nur, daß ich sie kannte, aber ich wußte auch, daß sie nicht weit von hier lebte und mit diesem Wald einfach in Verbindung stehen mußte. Diesmal würden wir mit ihr reden müssen, auch wenn ihr Vater dies aus nachvollziehbaren Gründen nicht akzeptierte, denn sein Beruf war lebensgefährlich. Er gehörte zu den Agenten, die gegen die IRA arbeiteten und auf deren Abschußliste standen.

Kinny hatte sich wieder beruhigt. Er hockte zwar noch auf dem Boden, aber seine Hände wären nach unten gesunken und lagen nun flach auf den Oberschenkeln. Dabei starrte er ins Leere und schüttelte einige Male den Kopf.

Suko war nach vorn gegangen, um sich die Reste des Baums anzuschauen. Ich wäre ihm gern gefolgt, aber Doug Kinny bat mich, bei ihm zu bleiben. Als er sich erheben wollte, reichte ich ihm die Hand. Er nahm sie dankbar als Stütze an und blieb neben mir stehen, wobei er nach Atem rang und auch etwas verlegen aussah. Er suchte nach Worten, schüttelte den Kopf und begann mit einer Entschuldigung, die ich nicht hören wollte und ihn deshalb unterbrach.

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Doug.«

»Doch, mein Benehmen…«

»War völlig normal.«

Er mußte loslachen. »Da haben Sie aber anders reagiert. Und auch Ihr Kollege.«

»Vergessen Sie bitte nicht, daß wir derartige Dinge gewöhnt sind. Bei uns ist das etwas ganz anderes.«

Er sah zwar aus, als glaubte er mir kein einziges Wort, beließ es aber dabei.

»Schaut euch das mal an!« rief uns Suko zu.

Kinny zögerte wie jemand, der noch immer auf die Rache der Bäume wartet. Er blickte sicherheitshalber in die Höhe. Als sich dort aber nichts tat, setzte es sich ebenso in Bewegung wie ich, Suko deutete zu Boden. »Das ist von unserem Baum zurückgeblieben. Sieht aus wie Knochenmehl.«

Es stimmte. Das graue Zeug hatte sich überall verteilt und lag wie

eine Decke auf dem Boden. Wo einst der Baum gestanden hatte, klaffte jetzt eine Lücke.

Douglas Kinny faßte es am allerwenigsten. Mit beiden Händen fuhr er an seinen Wangen entlang und schüttelte dabei den Kopf. »Es ist mir unbegreiflich«, gab er mit leiser Stimme zu. »Ich packe es einfach nicht. Ich komme darüber nicht hinweg.« Er deutete auf Suko. »Sie haben da mit einer Peitsche zugeschlagen, und plötzlich bricht dieser verdammte Baum zusammen. Einfach so. Nein, nicht nur einfach so. Er hatte sich zuvor verändert und sein Blattwerk verloren. Staub rieselte zu Boden, der Stamm wurde ebenfalls dazu, und nun stehen wir hier.«

»Sie dürfen nicht vergessen«, sagte Suko, »daß dieser Baum zuvor geschrien hat. Deshalb sind wir überhaupt hier erschienen. Das Zusammenbrechen war eigentlich nur eine Folge dieses ersten nicht erklärbaren Ereignisses.«

»Ja«, sagte Kinny, »auch für Sie nicht, wie ich gehört habe. Sie finden ebenfalls keine Erklärung.«

Wir schwiegen. Es war schwer. Natürlich dachten wir wieder an Mandragora, aber ich hatte einfach das Gefühl, daß wir es diesmal nicht mit ihm zu tun hatten. Den Beweis konnte ich nicht liefern, ich mußte mich da schon auf meine innere Stimme verlassen. Wenn Mandragoro hier nicht die Fäden im Hintergrund zog, mußte es jemand anderer sein. Um ihn zu finden, konnte uns möglicherweise Doug Kinny helfen. Ich hatte nicht vergessen, daß er eine Tochter hatte, die ich vor gut zwei Jahren kennengelernt hatte.

Der Kuß, der fremde Geschmack…

Ersterer war nicht mehr zu spüren, aber dieser bittersüße Geschmack lag nach wie vor in meinem Mund. Er war wie ein Wegweiser, der mich zu einem bestimmten Ziel führen sollte.

»Es haben mehrere Bäume in diesem Wald geschrien, nicht wahr, Mr. Kinny?« erkundigte sich Suko.

»Das sagte ich Ihnen doch schon.«

»Ich wollte nur noch einmal sichergehen. Wenn ich diese Bäume mit meiner Peitsche angreifen würde, dann würden wir möglicherweise das gleiche Phänomen erleben, denke ich.«

»Wollen Sie das denn?« Wir sahen die Bestürzung in Kinnys Augen. Er war völlig durcheinander und hatte seine ursprüngliche Sicherheit verloren. So wie er sah kein kalter Agent aus, der in Irland für die Krone gearbeitet hatte.

»Nein, auf keinen Fall. Aber ich wollte hier nur etwas festhalten und auf diesen Wald zu sprechen kommen, der doch ziemlich groß ist, sollte man meinen.«

»Er ist sogar sehr groß, Inspektor. Einer der größten hier auf der Insel.«

»Und er ist nicht normal. In ihm leben Kräfte, die sich verborgen halten, aber vorhanden sind. Wir kommen nicht heran. Man kann ihn als einen verhexten Blutwald bezeichnen. Aber wir werden diese Kräfte finden müssen, und wir gehen davon aus, daß es auch einen bestimmten Weg gibt, der Ihnen möglicherweise nicht gefallen wird.« Suko näherte sich dem Problem sehr vorsichtig. Er hatte meine Zustimmung, deshalb ließ ich ihn auch reden.

Doug Kinny wußte nicht, was wir damit meinten. »Können Sie nicht Ihre Vermutungen ausformulieren, daß auch ich sie verstehe? Der letzte Eindruck ist noch ziemlich stark. Vielleicht bin ich etwas langsam im Denken.«

»Keine Sorge, Mr. Kinny. Denn Sie spielen darin eine Hauptrolle.«

»Ach und…«

»Ihre Tochter!«

Kinnys Gesicht verschloß sich. Er preßte seine Lippen so hart zusammen, als wollte er den Mund verschwinden lassen. Damit hatten wir bei ihm auf Granit gebissen. Er wollte seine Tochter aus allem heraushalten. Er wußte, daß sie ein Schwachpunkt in seinem Leben war.

Daß die andere Seite sie als Druckmittel gegen ihn einsetzen konnte.

Bisher hatte er es auch geschafft, Greta, die sich auch Rosenrot nannte, aus der ganzen Geschichte herauszuhalten. »Nein«, sagte er hart. »Das machen Sie nicht mit mir. Auch nicht mit ihr.«

Ich mischte mich ein. »Sie sollten sich Ihre Lage überlegen, Mr. Kinny. Es ist für uns wichtig, wenn wir mit Ihrer Tochter reden können.«

»Niemals.«

»Bitte, seien Sie vernünftig! Ich habe Ihnen gesagt, daß ich sie kenne. Und sie wird mich auch nicht vergessen haben…«

»Ja, Sie kennen Greta, das weiß ich. Aber Sie haben ihr in der verdammten Bank auch nicht helfen können, Sinclair. Da ist sie von Ihnen im Stich gelassen worden.«

Ich widersprach heftig. »Um Himmels willen, Mr. Kinny, so dürfen Sie nicht denken. Es war damals reiner Zufall, daß sie erwischt wurde. Keiner von uns hätte damit rechnen können, daß der Bankräuber bei seiner Flucht noch in den Raum hineinfeuert. Das müssen Sie wirklich anders sehen. Ihre Tochter sieht es auch so.«

»Ich weiß es nicht genau. Jedenfalls hat Greta Sie, Sinclair, bei meinen Besuchen nie erwähnt.«

»Dazu wird sie auch keinen Grund gehabt haben«, erwiderte ich. »Aber jetzt ist es wichtig, daß wir mit ihr sprechen.«

»Wieso?« fragte er pampig. Seine Überlegenheit hatte er verlören und sich in eine Schatulle zurückgezogen.

»Das kann ich Ihnen sagen. Greta wird mehr über diesen Wald wissen

Sie kennt womöglich sein Geheimnis.«
»Quatsch.«
»Nein.«
»Sie reden sich da etwas ein.«
Allmählich regte auch ich mich auf. Die Sturheit dieses Iren ging mir auf den Geist. »Glauben Sie mir«, fuhr ich trotzdem mit ruhig klingender Stimme fort. »Greta weiß etwas. Ich habe lange mit ihr im Krankenhaus sprechen können.«
»Was hat sie denn über den Wald gesagt?«
»Nicht viel.«
»Aha.«
»Moment, Mr. Kinny, ich bin noch nicht fertig. Ihre Tochter hat mich damals geküßt. Nach diesem Kuß spürte ich in meinem Mund und auf meiner Zunge einen Geschmack, den ich in diesem Wald wiedergefunden habe.«
Douglas Kinny war baff. Er starrte mich an. Dann sah er aus, als wollte er sich auf mich stürzen. Schließlich schüttelte er den Kopf. »Verdammt, das soll ich Ihnen glauben?«
»Es ist die Wahrheit.«
»Sie können mir viel erzählen.«
»Wo lebt Ihre Tochter?« fragte Suko dazwischen.
Kinny hatte die Frage genau gehört, aber er schwieg.
»Verdammt, reden Sie!«
»Hören Sie zu, Inspektor. Ich könnte reden, aber ich will es nicht. Ichhabe meine Tochter in Sicherheit gebracht. Nur aufgrund eines Geschmacks im Mund anzunehmen, daß sie hier in der Nähe wohnt, ist einfach lächerlich. Das können Sie Ihrem Friseur erzählen, aber nicht mir.«
»Mein Friseur würde mir wahrscheinlich zustimmen«, sagte Suko.
Kinny drehte uns den Rücken zu. »So viele Zufälle gibt es doch nicht!«
»Zufall oder Schicksal?« fragte ich.
»Das ist mir egal, verflucht!«
»Wir wollen zu ihr.«
»Nein!«
»Dann werden wir sie suchen, und wir werden sie finden, darauf können Sie sich verlassen.« Ich trat neben ihn. »Warum machen Sie es sich und uns so schwer? Es ist am besten für uns alle, wenn wir mit ihr sprechen. Sie kann möglicherweise das Rätsel lösen.«
Er räusperte sich. Seine Hände ballten sich zu Fäusten. Öffneten und schlossen sich wieder. Für mich ein Zeichen, welch inneren Kampf dieser Mann ausfocht, der dabei war, über seinen eigenen Schatten zu springen.
Ich gab ihm Zeit. Stille umwehte uns. Auch die Vögel waren noch

nicht wieder in unserer Nähe zurückgekehrt. Wir vermißten ihr Singen. Der Wald selbst schwieg. Kein Baum jammerte oder schrie. Die Lücke, die der verschwundene Baum hinterlassen hatte, war auch nicht mehr so groß, denn andere Bäume hatten ihre Kronen ausbreiten können und den Platz eingenommen.

»Ich habe sie bisher immer schützen können, meine kleine Greta«, flüsterte er.

»Das soll auch weiterhin so bleiben, Mr. Kinny. Keiner von uns will Ihrer Tochter etwas. Aber Sie müssen auch daran denken, daß sie allein lebt, sich entwickelt hat, so daß sich auch Vater und Tochter entfremden können.«

»Ja, das kann sein.« Wieder fuhr er über sein Gesicht. »Aber ich werde gejagt, und Greta ist wirklich ein Schwachpunkt in meiner Rechnung.«

»Könnte es nicht sein, und damit will ich Ihnen beileibe nichts, daß die andere Seite schon über Greta Bescheid weiß und sich bisher nur im Hintergrund gehalten hat, weil die Zeit noch nicht reif war, um alle Trümpfe auszuspielen?«

»Malen Sie den Teufel doch nicht an die Wand.«

»Das tue ich nicht. Ich habe nur die eine oder andere Möglichkeit durchgecheckt.«

»Mir ist davon nichts bekannt.«

»Um so besser.«

»Und ich will auch, daß dies so bleibt, Mr. Sinclair.«

»Darf ich Sie etwas kritisieren?«

»Das tun Sie die ganze Zeit über schon.«

»Nein, das glaube ich nicht. Meiner Ansicht nach verwechseln Sie Äpfel mit Birnen, wie man immer sagt. Ihre Tochter wird nicht von der IRA gejagt. Die hat überhaupt kein Interesse an ihr…«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Lassen Sie mich ausreden, bitte! Sie hat kein Interesse an ihr, sondern es sind andere Kräfte, die sich für Greta interessieren, mit denen sie auch gut zurechtkommt.«

»Welche meinen Sie denn?«

»Diejenigen, die hier im Wald leben. In diesem gefährlichen Stück, wie auch immer. Geheimnisvolle und rätselhafte Mächte. Der Vergangenheit entstiegen, sich dabei nicht zeigend, sondern noch tief im Hintergrund verborgen bleibend. Das meine ich damit, und ich weiß nicht, ob ich da sehr falsch liege.«

Kinny schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht nachvollziehen«, flüsterte er.

»Ich oder wir schon. Es ist auch möglich, daß Sie Ihrer Tochter keinen Gefallen tun, wenn wir uns nicht bei ihr melden. Ich möchte Sie bitten, uns hinzubringen.«

Er lachte nur bitter und senkte den Kopf.
»Sie wohnt doch hier?«
»Hören Sie auf, Sinclair!«
»Dann werden mein Kollege und ich Ihre Tochter eben ohne Sie suchen, Mr. Kinny.«
Er überlegte und räusperte sich.
Dann schüttelte er den Kopf. »Sie sind penetrante Quälgeister, Sie beide…«
»Das haben Polizisten so an sich.«
»Ja, wahrscheinlich.«
»Aber Ihre Antwort war keine Lösung.«
Er nickte und atmete dabei tief ein. »Stimmt genau, es war keine Lösung. Aber Sie können beruhigt sein. Auch wenn es mir gegen den Strich geht und ich mich verdammt unwohl fühle, ich werde Sie zu meiner Tochter begleiten…«
Das war ein Wort. Suko war ebenso erleichtert wie ich. Und ich glaubte jetzt daran, daß wir auf dem richtigen Weg waren, um das Rätsel des Waldes zu lösen.
Wie hatte sich Greta noch genannt? Rosenrot.
Ein seltener Name. Aber passend für einen geheimnisvollen und verhexten Märchenwald wie diesen…

***

Perry Cameron war gegangen wie ein Betrunkener, der nicht mehr auf seinen eigenen Füßen stehen konnte. Die verdammten Erlebnisse quälten ihn, hatten ihn auch körperlich arg mitgenommen, und so hatte die andere Person ihn stützen müssen. Eine Frau, die ausgerechnet Greta Kinny hieß.
Diesen Namen behielt er. Ihretwegen war er gekommen. Er hatte sie in dieser Nacht killen wollen, und er war heimlich durch den Wald geschlichen, um sich dem Haus von der Rückseite her zu nähern. Er hatte es sich leichtmachen wollen. Im Schlaf überraschen. Ein Stich mit dem Messer. Vielleicht auch ein schallgedämpfter Schuß, und Gretas Leben wäre von einem Augenblick zum anderen vorbei gewesen.
Zwischen dem Wunsch und der Realität aber klafften oft genug Lücken.
Und in diese Lücken war er leider hineingetreten. Er war in die Falle eines mörderischen und verhexten Waldes geraten und konnte von Glück sagen, überlebt zu haben.
Er wußte auch nicht, ob Greta ihn gerettet hatte. Zumindest war er von ihr gefunden worden, und die junge Frau mit den beiden Namen, die er ebenfalls kannte, führte ihn nun quer durch den verhexten Wald ihrem Haus entgegen, seinem eigentlichen Ziel. Nur hatte er sich das

Erreichen anders vorgestellt.

Sie waren da.

Der Killer hatte nicht gemerkt, wie sie die Schwelle übertraten. Er hatte so etwas wie einen Blackout gehabt, und er wußte auch nicht, wohin oder in welches Zimmer man ihn geschafft hatte. Zumindest fand er sich in einem Bett liegend vor, und in dieser Lage hatte ihn auch wieder die Erinnerung überwältigt.

Wach lag er im Bett. Im Moment hatte er Ruhe. Es gab keine Bäume mehr, die sich in schreckliche Gestalten mit offenen Mäulern und bluttriefenden Körpern verwandelt hatten. Er lag in einer normalen Umgebung und betrachtete den Umriß eines Fensters. Es lag an der dem Wald zugewandten Seite. Zwischen ihm und dem Rand befand sich ein genügend großer Zwischenraum, in den auch das Licht des Mondes fallen und ihn erhellen konnte.

Ein Teil dieses Glanzes malte sich auch auf der Fensterscheibe ab. Deshalb war sie so deutlich zu sehen.

Er lachte. Nicht laut, sondern mehr glucksend und kichernd. Es war die Reaktion auf seine eigene Situation, denn damit hätte er nie gerechnet.

Er hatte alle Chancen, aber er konnte nicht. Er lag hier im Bett seiner Feindin und fühlte sich völlig ausgelaugt oder durch die Mangel gedreht.

So einfach konnte er die Flucht durch den verdammten Horror-Wald nicht vergessen.

Die Zimmertür lag rechts von ihm, dem Fenster gegenüber. Und die Tür war nicht geschlossen. Sie stand so weit offen, daß ein Mensch das Zimmer völlig normal betreten konnte. Ein Mensch!

Es gab nur einen Menschen in diesem einsamen Haus, und das war eben Greta Kinny.

Cameron sah sie nicht, er hörte sie nur. Und so wußte er immer, wo sie sich befand.

Mal war sie näher an der Tür, mal weiter entfernt. Jedenfalls blieb sie im Haus, und das hatte etwas zu bedeuten, davon ging er aus. Sie würde ihn nicht allein lassen, sie würde sich um ihn kümmern, aber wußte sie auch, wer er war?

Perry Cameron dachte über dieses Problem nach. Er war ein Killer. Er war jemand, dem es nichts ausmachte, einen Menschen zu töten. Und er killte für eine gerechte Sache, wie er meinte. Daß andere es nicht so sahen, störte ihn nicht. Für ihn gab es nur das absolut freie Irland, und er haßte jegliche Form von Unterdrückung oder auch Besetzung und Annektion. Deshalb würde er mit den Engländern nie zurechtkommen und sie bekämpfen, wo immer er sie fand.

Einer davon war besonders schlimm.

Der Mann hieß Douglas Kinny, und er war ein Verräter in seinen

Augen.

Ein verfluchter Doppelagent, der sich national gab, tatsächlich aber für die andere Seite arbeitete, wie man in der IRA herausgefunden hatte.

Deshalb war Cameron geschickt worden, und er hatte sich auch geschickt angestellt in seinen Recherchen. So war er auf die Tochter gekommen, und über sie wollte er seinen Auftrag ausführen. Er hatte sich vorgenommen, die junge Frau in seine Gewalt zu bringen, sie als Lockvogel einzusetzen. Und schließlich umzubringen, denn er brachte sie in einen Zusammenhang mit dem Menschen, den er am meisten haßte.

Es war anders gekommen, völlig anders. Jetzt lag er in einem Bett in ihrem Haus, war ausgeschaltet und ließ unfreiwillig die Vorgänge der nahe zurückliegenden Vergangenheit Revue passieren.

Er hatte die erste Schlacht verloren, aber er lebte noch, und das war gut so.

Rosenrot, wie sich Greta auch nannte, hätte ihm sogar die Waffe abnehmen können, ohne daß es von ihm bemerkt worden wäre. Doch Perry spürte den vertrauten Druck des mörderischen Magnum-Revolvers und war in dieser Hinsicht zumindest zufrieden.

Im Wagen, der versteckt am Waldrand stand, hatte er seine Pump Gun zurücklassen müssen, aber auch mit seinem Schießeisen konnte er selbst Elefanten töten.

Wie würde es weitergehen?

Perry erinnerte sich daran, daß Greta Kinny von einem tiefen Schlaf gesprochen hatte. Ausruhen, lange schlafen, und am Morgen würde die Welt anders aussehen.

Das stimmte. Sie würde anders aussehen, und sie würde auch für Greta anders werden.

Cameron lächelte, als er daran dachte. Bei Sonnenaufgang waren er und sie allein. Er würde ihr nicht die geringste Chance geben. Sie konnte ihm nicht entkommen. Die wenigen Stunden der Dunkelheit würde er nutzen, um sich durch einen erfrischenden Schlaf wieder auszuruhen.

Perry hatte eine Weile seinen Blick nicht mehr auf die Tür gerichtet. Als er jetzt wieder hinsah, durchzuckte ihn im ersten Moment ein heißer Schreck, denn auf der Schwelle malte sich die Gestalt seiner Retterin ab.

In einem Reflex wäre seine Hand beinahe zum Revolver hin gezuckt, aber er zog sie im letzten Moment zurück, weil er sich nicht verdächtig machen wollte.

Statt dessen räusperte er sich die Kehle frei, um einigermaßen klar sprechen zu können. »Hi, du bist es.«

»Ja, wer sonst?«

»Da hast du recht.« Er hatte sich erhoben und ließ sich wieder zurücksinken. Sein Hinterkopf drückte das Kissen ein. »Wer hätte es auch sonst sein können? Schließlich lebst du allein hier.«

»Das stimmt.« Sie löst sich von ihrem Platz. »Ich habe dich schon eine Weile beobachten können«, erklärte sie.

»Und?« Perry ärgerte sich darüber, daß sein Herz schneller schlug, ändern konnte er es nicht.

»Nun ja, du hast auf mich keinen besonders glücklichen oder ausgeglichenen Eindruck gemacht.«

Der Killer verdrehte die Augen. »Nach allem, was ich erlebt habe?«

»Es ist halb so schlimm«, wiegelte sie ab.

Damit war Cameron nicht einverstanden. »Halb so schlimm?« flüsterte er. »Bist du denn wahnsinnig? Was ich hinter mich gebracht habe, das war die Hölle. Der Wald ist verhext. Er ist das Grauen an sich.«

»Du hast dir eben etwas eingebildet«, sagte sie und kam vor bis zu seinem Bett.

»Was soll ich mir denn eingebildet haben?«

»All die Dinge.«

»Nein, verdammt, die waren real!«

»Ja, schon gut. Laß uns das Thema vergessen.«

Cameron war liegen geblieben. Er hätte sich gern erhoben, aber es fehlte ihm dazu die Kraft. So schielte er zur Seite und schaute seine Retterin an, die noch immer ihr rotes Kleid mit dem weiten Ausschnitt trug, so daß viel von ihrer hellen Haut zu sehen war.

Erst jetzt fiel ihm auf, daß Greta Kinny etwas in der rechten Hand hielt. Es war ein Tongefäß, das die Form eines hohen Glases aufwies. »Was ist das?« fragte er.

»Es ist für dich«, erklärte sie. »Du solltest es trinken. Es wird dir guttun.«

»Ich weiß nicht…«

»Es wird dich erfrischen. Und es ist bestimmt kein Alkohol«, fügte sie noch lächelnd hinzu. »Hier - bitte…« Sie reichte Perry das Gefäß, der noch zögerte. Dann mußte er eine Hand heben und richtete sich dabei auch etwas auf. Im nächsten Moment spürte er die eisige Kälte an seinen Fingern.

Er trank noch nicht und hielt das Glas nur fest, um an ihm vorbei auf Greta zu schielen.

»Es ist kein Gift«, erklärte sie, denn sie deutete den Blick richtig. »Wirklich, du kannst es trinken, Perry.«

»Und was geschieht dann?«

»Spürst du nicht die Kälte? Du wirst dich herrlich erfrischt fühlen, und danach kannst du hoffentlich gut schlafen.«

Durch Camerons Hirn zuckten die Gedanken. Er ging davon aus, daß

sie, hätte sie ihn töten wollen, schon alle Chance gehabt hatte, deshalb setzte er das Gefäß trotz seiner inneren Bedenken an seine Lippen, kippte es und trank in langsamen Schlucken.

Rasch setzte er es wieder ab. »Was ist das?«

»Limonade.«

»Nein, die schmeckt anders.«

»Meine besteht aus Kräutern. Sie ist der beste Durstlöscher, den ich kenne, und ihre Zutaten sorgen noch für eine wunderbare Erholung des Menschen.«

Perry Cameron zeigte ein schiefes Grinsen. »Wenn das so ist und du das so sagst, werde ich dir mal glauben. Dann cheers.«

»Ja, auf deine Gesundheit.«

Er trank. Wenn du wüßtest, dachte er dabei. Wenn du wüßtest, wie gesund ich bald sein werde - und wie tot du dann bist. Aber er sagte nichts, und auch sein Gesicht blieb unbewegt. Er wollte auf keinen Fall, daß diese Person auch nur von einer Ahnung überfallen wurde. Das konnte er sich nicht leisten.

Das leere Glas gab er wieder zurück. Greta nahm es mit einem Lächeln an. Sie blieb neben dem Bett stehen, und Cameron, ein Mann, der die Frauen liebte und nie ein Kostverächter gewesen war, dachte daran, daß er sich unter anderen Umständen Greta gegenüber anders verhalten hätte. Doch hier war er der Schwächere. Er mußte wieder zu Kräften kommen, danach würde alles wie von selbst laufen.

»Ich habe dir deine Schuhe ausgezogen«, sagte Greta. »Wenn du deine Kleidung auch noch abstreifen willst, dann…«

»Nein, nein, das ist schon gut. Du brauchst dich nicht zu bemühen. Unter anderen Umständen wäre das schon etwas für mich gewesen«, fügte er hinzu und lächelte breit.

»Ja, dann lasse ich dich jetzt allein, damit du schlafen und die schlimmen Dinge vergessen kannst.«

»Und was ist, wenn es hell geworden ist?«

»Dann werde ich dich wecken, falls du nicht von selbst aufwachst. Wir können gemeinsam das Frühstück einnehmen, und danach sehen wir weiter. Ist das okay?«

»Und wie.«

»Dann wünsche ich dir noch eine gute Nacht.« Sie drehte sich um und ging langsam zu Tür, als wollte sie das Zimmer eigentlich nicht verlassen. Das spürte er, und deshalb schickte Perry ihr noch einen Ruf nach.

»Greta?«

»Bitte?«

»Danke«, sagte er. »Danke dafür, daß du mich aus diesem verdammten Wald herausgeholt hast.«

»Keine Ursache. Ich mache eben des öfteren auch in der Nacht oder

am Abend meine Spaziergänge. Wer hier lebt, der ist eben stark mit der Natur verbunden.«

»Toll, schlaf du auch gut.«

Sie ging, und Perry Cameron spürte in seinem Innern das Toben und das Lachen. Was war er doch für ein Held! Welch ein genialer und teuflischer Schauspieler steckte in ihm. Sie hatte nichts bemerkt, gar nichts. Nicht im Traum rechnete sie damit, daß er eine Waffe bei sich trug, um ihr Leben auszulöschen.

Ja, sie mußte es sein.

Cameron lauschte ihren Schritten. Er konnte hören, wie sie durch Räume wanderte, wohl in jeden hineinschauend und dann auch eine Treppe hochstieg. Er konnte sich nicht daran erinnern, eine Treppe gesehen zu haben, aber bei seinem Eintritt in dieses einsam liegende Haus war sowieso alles anders gewesen. Da hatte er den Überblick verloren, weil er noch immer so stark unter den Erlebnissen gelitten hatte.

Nun nicht mehr.

Sie waren verschwunden, als hätte es eine Kraft geschafft, seine Erinnerungen auszulöschen. Er lag in seinem Bett, die Augen hielt er offen, und er schaute zur Decke, die sich wie ein schwacher Himmel über ihm abzeichnete.

Die ungewöhnliche Limonade hatte er getrunken, und sie war auch wunderbar kalt gewesen, was ihm bei dieser warmen nächtlichen Witterung auch sehr entgegengekommen war.

Nun aber hatten sich die Dinge verändert. Es war schon ungewöhnlich, was sich da in seinem Körper abspielte. Er wunderte sich jetzt, wo er allein war und keine Ablenkung mehr erfuhr, über die Wärme, die ihn durchströmte. Sie war wie ein Motor, der irgendwo versteckt seinen Platz hatte, sich aber nicht abstellen ließ, sondern immer weiter arbeitete und ständig in Bewegung war.

So etwas kannte er nicht. Eine derartige Hitze war ihm mehr als unangenehm. Er sah sie auch nicht als normal an, da stimmte etwas nicht mit ihm. Da hatte sich einfach zuviel verändert, und sein Körper schien ein einziger Speicher zu sein.

Die Hitze strömte nicht gleichmäßig durch ihn. Sie kam in Wellen. Sie drängte sich von unten nach oben. Sie durchfuhr seine Beine, danach den unteren Teil des Oberkörpers, erreichte die Brust, verengte sich, um durch den Hals zu strömen, und setzte sich in seinem Kopf fest, wo sie zu einem glühenden Ofen wurde.

Perry Cameron riß den Mund auf. Er atmete schnell und hektisch. Der Schweiß stand auf seiner Stirn, als wäre sein Gesicht von einer dünnen Lackschicht bestrichen worden. Er zitterte. Seine Arme bewegten sich, obwohl er es nicht wollte.

Ihm wurde klar, daß er das Zeug nicht hätte trinken sollen. Dieses

verfluchte Weib schien über ihn Bescheid gewußt zu haben und hatte ihn reingelegt.

Eiskalt in die Falle laufen lassen und ihn praktisch wehrlos gemacht. Er stöhnte. Er war wütend. Er verfluchte dieses Schicksal, und er ballte in seiner Wut die Hände zu Fäusten.

Aber es veränderte sich nichts. Alles blieb. Die heißen Wellen in seinem Innern, die Gedanken, der Druck hinter der Schädeldecke.

»Scheiße!« fluchte er. »Verdammte Scheiße! Keiner hat dich bisher reinlegen können, nur dieses Weibstück und…«

Es war vorbei. Schlagartig fühlte er sich wieder normal. Keine Hitze mehr, zumindest keine unnormale. Alles lief wieder glatt und sicher ab.

Er lag auf dem Rücken, atmete ebenfalls normal durch, und auf seinem Gesicht und dem Körper verteilt klebte nur mehr der normale Schweiß und nicht mehr dieser andere, klebrige, den der verdammte Trank in ihm erzeugt hatte. Also doch nicht. Sie hat mich doch nicht vergiften wollen, zuckte es Perry durch den Kopf.

Durch die Nase atmete er aus. Plötzlich ging es ihm gut. Ja, sogar sehr gut. Cameron konnte lächeln. Es war das weiche Feeling, das ihn überkommen hatte, denn er fühlte sich wie in Watte eingebettet. Zwar lag er noch auf dem Bett, aber das bekam er nicht mehr so mit, weil er mehr das Gefühl hatte, weggetragen zu werden. Da hob sich das Bett an und ging mit ihm zusammen auf Wanderschaft. Er war erleichtert, denn so ließ sich das Leben aushalten. Für ihn war es herrlich, denn so konnte er davongetrieben werden, und auch seine Augen wurden schwer.

Der Schlaf kam.

Der tiefe beruhigende und erholsame Schlaf. Bevor er die Augen völlig schloß, warf er noch einen Blick auf die Tür.

Dort stand niemand, der ihn beobachtete.

Der nächste Blick galt dem Fenster. Es war geschlossen, und in mehrere Vierecke unterteilt. Aber man konnte es nach amerikanischem Muster in die Höhe schieben.

Gut, dachte Cameron. Das ist gut…

Dann sackte er weg!

***

Greta Kinny alias Rosenrot saß in der Küche und starrte auf den Holztisch. Sie dachte an den Mann, den sie aus »ihrem« Wald geholt und auch gerettet hatte. Er hieß Perry Cameron, das wußte sie, und er hatte die Magie des Waldes hautnah erlebt. Das bereitete ihr Sorge. Der Wald war normalerweise ruhig. Er umgab sie wie ein stummer Beschützer. In ihm lebte eine alte, unheimliche und mächtige Kraft, die sich normalerweise zurückhielt und sich einem fremden Menschen

eigentlich nie offenbarte. Es sei denn, es gab einen Grund.

Der war in dieser Nacht vorhanden gewesen, und hatte auch einen Namen.

Perry Cameron!

Greta dachte über diesen Mann nach. Wer war er? Sie wußte nur, wie er hieß, sie hatte kaum mit ihm über konkrete Dinge geredet. Sie hatte diesen Fremden in ihr Haus gebracht, weil es einfach zu den Menschenpflichten gehörte, anderen zu helfen. Aber sie traute ihm nicht, denn auf dem Weg zum Haus hatte sie die Umrisse der Waffe gespürt, die der Mann bei sich trug.

Es war ein Revolver. Ein tödliches Instrument. Wer trug eine Waffe?

Sie nicht. Ihr Vater hatte eine besessen, daran konnte sie sich noch gut erinnern, aber sonst?

Oder hatte dieser Fremde die Waffe nur getragen, um sich zu schützen?

Vieles konnte zutreffen, aber es mußte nicht so sein, und deshalb war sie mißtrauisch.

Er hatte den Trank zu sich genommen. Darüber war sie natürlich mehr als froh, so konnte er ihr in den folgenden Stunden nicht entwischen. Der Trank machte ihn müde, nachdem er ihn aufgeputscht hatte. Danach würde er schlafen, aber er würde auch…

Sie dachte nicht mehr weiter, sondern ihre Gedanken drehten sich darum, wie diese Person reagieren würde, wenn sie plötzlich wieder aufwachte. Sie würde sehen können. Sehr gut sogar.

Und dann dachte Greta an den nächsten Tag, wenn das Licht der Sonne sich freie Bahn verschaffte.

Furchtbar. Sie würde wieder im Rollstuhl sitzen. Der nächtliche Zauber war dahin. Der Wald, ihr Freund, hatte seine Kräfte zurückgezogen.

Noch war es nicht soweit. Noch konnte sie sich auf ihren Freund verlassen, und das wollte sie auch tun.

Deshalb stand Greta Kinny auf und näherte sich mit langsamen Bewegungen der zweiten Tür in der Küche, die nach hinten führte. Sie war mit einem dünnen Fliegengitter verdrahtet, hatte einen Holzrahmen, gegen den Greta drückte, um die Tür aufzustoßen.

Sie lauschte den leisen, knarrenden Geräuschen. Sie horchte in den Wald hinein, aus dem ihr keine Botschaft entgegendrang. Alles blieb sehr, sehr still.

Dann verließ sie ihr Haus. Die Kühle wehte ihr entgegen. Die Bäume, ihre Freunde, hatten die aufgespeicherte Hitze des Tages längst abgegeben und bereiteten sich auf den erneuten Sonnenaufgang vor.

Der Wind wehte jetzt etwas stärker als am Abend. Er fuhr auch in den Wald hinein, wo er die Bäume berührte, bevor er sich seine Bahn durch die freien Stellen schuf. Er spielte mit den Blättern. Er rüttelte

an ihnen, er schüttelte sie durch, und so entstand das geheimnisvolle Rascheln, als wären unzählige Stimmen dabei, eine Botschaft durch den Wald zu wispern.

Sie lächelte und lauschte den Stimmen.

Sie war allein und glücklich. Perry Cameron schlief. Noch…

***

Aber er wachte auf und schoß in die Höhe.

Er kam sich vor, als hätte jemand an ihm gezerrt und ihm dann noch einen Stoß in den Rücken versetzt. So schnellte er in die sitzende Haltung, in der er auch blieb.

Jemand keuchte im Zimmer. Das Geräusch umgab ihn, als würde es von einer alten Maschine stammen, die in den letzten Zügen lag, bevor sie auseinanderbrach.

Aber das stimmte nicht.

Es gab keine Maschine in diesem Zimmer. Es gab auch keine fremde Person. Das Keuchen stammte einzig und allein von ihm, und es drang aus seinem offenen Mund.

Es vergingen schon einige Sekunden, bis sich Cameron daran gewöhnt hatte und sich um sich selbst kümmerte. Abermals erlebte er den unerklärlichen Schweißausbruch. Das Zeug strömte wirklich aus allen Poren und durchnäßte seine sowieso schon feuchte Kleidung noch stärker. Er roch seine eigenen Körperausdünstungen, und er dachte daran, wie schmutzig die Kleidung letztendlich war.

Widerlich…

Aber Cameron blieb sitzen. Er starrte nach vorn. Er sah seine Füße, bewegte die Zehen, verzog die Nase, denn er mußte feststellen, daß er den Geruch, den er jetzt ausstömte, schon einmal wahrgenommen hatte.

Das war im Wald gewesen, wo es wirklich so bitter und extrem gerochen hatte.

Er schüttelte sich. Seine Lippen zitterten ebenfalls. Das Herz schlug sowieso schneller als gewöhnlich, und die Handflächen waren sehr glatt geworden.

Cameron fühlte sich äußerlich wie in einem Gefängnis steckend, aber sein Geist war frei. Er konnte denken, er war in der Lage, sich mit gewissen Dingen zu befassen, und so brandete eine Frage immer wieder auf. Warum bin ich wach geworden? Was hat mich aus dem tiefen Schlaf gerissen? Tief war er wirklich gewesen, nur wenig erholsam, denn Perry fühlte sich körperlich ziemlich marode.

So blieb er im Bett sitzen. Dabei kam er sich vor, als würde er in einem Feuchtgebiet hocken. Es gab keinen trockenen Faden mehr in seiner Umgebung. Mit seinem Schweiß hatte er die gesamte Umgebung getränkt.

Warum bin ich jetzt wach? Was, zum Henker, hat mich geweckt? Er knurrte wie ein Tier, als er sich diese Fragen stellte und sie mehrmals wiederholte. Warum nur?

Im Sitzen blickte sich der Killer um.

Nein, es hatte sich nichts verändert. Die Tür war nicht geschlossen, das kannte er, und dort zeigte sich auch jetzt noch niemand.

Von Greta hörte er nichts. Sie war sicherlich schon eingeschlafen, nur er lag noch wach.

Plötzlich lächelte er. Es war ein böses und gemeines Lächeln. Die Reaktion auf eine plötzliche Idee, die natürlich mit seinem Auftrag zu tun hatte.

Er wollte seinen Plan ändern und den Job sofort besorgen. Nicht erst bis zum nächsten Morgen warten, sondern noch in den Stunden der Dunkelheit zuschlagen.

Aufstehen, das andere Schlafzimmer finden, und alles war klar. Seine rechte Hand fuhr über den Griff des Revolvers. Die Berührung sorgte bei ihm für eine gewisse Beruhigung, die allerdings blitzartig verschwand, als er noch einen Blick zum Fenster warf.

Perry Cameron wurde starr!

Er hielt sogar den Atem an, denn er wußte genau, daß sich hinter der Scheibe etwas bewegt hatte.

Cameron schnaufte. Seinen Mordplan hatte er zunächst vergessen. Er war sicher, keinem Irrtum erlegen zu sein. Diese Bewegung gab es tatsächlich.

Er blickte wieder hin.

Da war nichts. Der Waldrand stand dort wie immer, war als Schatten nur mehr zu ahnen. Doch zwischen ihm und dem Haus gab es eine genügend große Lücke oder Distanz, die von einer Gestalt genutzt werden konnte.

Gestalt?

Sie? Vielleicht Rosenrot? Schlief sie nicht? Hatte sie das Haus verlassen, um ihren durch ihn unterbrochenen Spaziergang im Wald fortzusetzen?

Es gab so einige Möglichkeiten. Vieles konnte, mußte aber nicht zutreffen.

Und so wartete er.

Zeit verstrich. Minuten vielleicht. Oder nur Sekunden? Der Killer war so durcheinander wie selten. Wenn er einen Auftrag zu erledigen hatte, dann verließ er sich auf sich selbst, und alles ging glatt. Aber hier hatten andere das Kommando übernommen. Möglicherweise nicht erklärbare Kräfte, die sich im Dunkel des Waldes versteckt hielten.

Er starrte das Fenster an. Mit der Hand stützte er sich auf der feuchten Bettunterlage ab und wartete.

Da, jetzt wieder!
Die Bewegung draußen und nicht einmal zu weit von dem verdammten Fenster entfernt. Plötzlich fiel ihm ein, auf die Uhr zu schauen. Er tat es dann nicht und konzentrierte sich weiterhin auf die in Vierecken unterteilte Scheibe.
Zum zweitenmal hatte er die Bewegung gesehen. Es war also kein Irrtum gewesen. Nur war sie jetzt wieder verschwunden. Perry wußte auch nicht, ob der- oder diejenige schon näher an das Fenster herangekommen war. Das hatte er nicht erkennen können. Es war ihm auch nicht möglich gewesen, die fremde Person zu identifizieren.
Genauer gesagt: Er wußte nicht, wie sie aussah. Abwarten. Es gab auch ein drittes und ein viertes Mal. Daran glaubte er fest.
Der Speichel in seinem Mund schmeckte bitter. Noch eine Folge der schrecklichen Erlebnisse im Wald. Er glaubte plötzlich daran, daß diese sich auf eine etwas andere Art und Weise wiederholen würden, und so ließ er das Fensterviereck keinesfalls aus den Augen.
Der dumpfe Aufprall war nicht zu überhören. Der Mann im Bett schrak wieder zusammen. Das Haus war teilweise aus Holz errichtet worden.
Wind und Wetter hatten die Fassade zum Großteil ausgebleicht und ihr die Farbe alter Knochen gegeben. Seiner Meinung nach war das Holz nicht sehr stabil. Ein Schlag gegen die Fassade konnte sich im Innern als Echo fortpflanzen.
Der Killer konzentrierte sich auf das Fenster. Er saß unbeweglich in dieser doch steifen Haltung. Perry dachte nicht daran, seine Waffe zu ziehen. Über sein Gesicht rann der Schweiß. Er bildete an verschiedenen Stellen Bäche, die sich am Hals verliefen.
Das Kratzen war ebenfalls nicht zu überhören. Ein Geräusch wie ein furchterregendes Stöhnen, und auf dem Rücken des abgebrühten Mörders bildete sich eine dicke Gänsehaut. Seine Lippen waren trotz des Schweißes trocken geworden. Er haßte es und fuhr mit der Zungenspitze über sie hinweg, um sie zu befeuchten.
Das Kratzen blieb. Es wanderte höher. Unterhalb des Fensters hatte er es zum erstenmal vernommen. Jetzt näherte es sich bereits der Bank. In wenigen Augenblicken würde er sehen, wer sich in die Höhe drückte.
Der Schweiß brannte plötzlich in seinen Augen. Perry wischte mit den Fingern darüber hinweg. So konnte er jetzt wieder klarer sehen. Der Mund war verzerrt. Er stand unter einer wahnsinnigen Anspannung, die keinen Nerv seines Körpers ausließ.
Er sah.
Zwei Hände!
Nein, das waren schon zwei Klauen, die die Fensterbank umklammerten!

Dunkler und runzeliger als die Haut eines Menschen war sie. Wenn er ehrlich sein sollte, erinnerten ihn die beiden Hände nicht an eine Haut, sondern an Baumrinde.
Eine Hand preßte Perry auf die Lippen. Hölle noch mal! Sollte sich dieser verfluchte Alptraum wiederholen? Hatten es die fremden Mächte geschafft, ihren Wald zu verlassen, um in die Nähe der Menschen zu gelangen?
Er rechnete jetzt mit allem, auch mit dem Unerklärlichen und Unaussprechlichen.
Es waren erst Sekunden seit dieser Entdeckung vergangen. Ihm aber kamen sie so schrecklich lang vor. Auch deshalb, weil ihm zahlreiche Vermutungen und Ideen durch den Kopf geschossen waren.
Nur die Hände?
Nein, denn plötzlich sah er mehr. Er nahm es nach dem kurzen Zucken der Arme wahr, denn sie hatten dafür gesorgt, daß sich der Körper in die Höhe stemmen konnte.
Ja, er kam.
Nein! schrie es in ihm. Nein, verdammt, das kann nicht wahr sein! Das ist Einbildung. So etwas darf es nicht geben.
Aber es war eine Tatsache.
Und es war auch Realität, daß der andere das Fenster an seinem unteren Rahmen packte und die Scheibe in die Höhe drückte…

***

Perry Cameron verlor nicht die Nerven, doch er stand dicht davor, dies zu tun. Was er da präsentiert bekam, das ging weit über sein Vorstellungsvermögen hinaus, denn eine derartige Alptraumgestalt hätte er sich in seinen kühnsten Träumen nicht vorstellen können. Das war unwahrscheinlich und auch unmöglich. So etwas ging ihm völlig quer.
Mensch, Monstrum? Beides zusammen?
Cameron wußte es nicht. Er konnte nur immer wieder aus dem jetzt offenen Fenster starren. Die Standuhr daneben nahm er gar nicht mehr wahr. Sein Blickfeld bestand nur noch aus Fenster und dem, was sich hinter der hochgeschobenen Scheibe abmalte.
Es war ein Gesicht, aber kein menschliches. Es troff vor Blut, und dieses Blut rann aus den Wunden in der rindenartigen Stirn, den Wangen, den aufgerissenen Lippen des Mundes, in dem die Zähne wie Hölzer aussahen, und es sickerte auch aus den aufgerissenen Stellen, die sich unterhalb der Unterlippe befanden, so daß die roten Streifen bis hin zum Kinn reichten.
Er sah keine Haare. Was da auf dem breiten Schädel wuchs, glich mehr Gestrüpp.
Cameron senkte den Blick. Er glaubte nicht daran, daß nur ein Kopf

hier am Fenster erschienen war. Schließlich hatte er das Kratzen gehört. Gut, er hätte auch mit seinen hölzernen Zähnen an der Außenwand entlangschaben können, nur wollte er diese Lösung nicht akzeptieren.

Perry suchte nach einem Hals, nach Schultern und letztendlich auch einem Körper, wie er ihn schon auf seiner Flucht durch den Wald gesehen hatte.

Da und auch kurz vor dem Einschlafen, wo alles noch mal durch seinen Kopf gewirbelt war, hatte er an eine Halluzination geglaubt. An Hirngespinste, die er auf seinen Zustand zurückführte. Nun aber hatte er sich nichts eingebildet. Dieses unwahrscheinliche und unerklärliche Monstrum war echt. Keine Nachbildung, und es wurde auch nicht von irgendeiner Person gehalten und auf das Fenster zugeschoben.

Er war von allein gekommen. Es hatte die Hölle des Waldes verlassen, um ihm einen Besuch abzustatten. An Greta dachte er dabei nicht. Es ging einzig und allein um ihn.

Das Monstrum mit dem blutigen Gesicht und den weißen, großen, leicht schielenden Augen interessierte sich einzig und allein nur für ihn und für nichts anderes. Es glotzte hinein. Perry sah, daß sich die Augen sogar bewegten, und zwar entgegen dem Uhrzeigersinn.

Oder täuschte er sich?

Es kam nicht.

Es blieb draußen. Es traf überhaupt keine Anstalten, sich durch das offene Fenster in den Raum hineinzuschieben. Es blieb vor dem Haus, und es sonderte seinen widerlichen Modergestank ab, als hätte es ihn zuvor tief in der Walderde aufgesaugt. In den Gestank hinein mischte sich wieder dieser bittersüße Geruch, den der Killer wahrnahm.

Cameron rührte sich nicht. Die unsichtbare Wolke aus widerlichem Gestank umgab ihn und raubte ihm den Atem. Wenn er Luft holte, dann hatte er den Eindruck, ein Teil des Waldes würde in sein Innerstes eindringen und es ausfüllen.

Die Angst blieb.

Nie zuvor hätte der Killer daran gedacht, eine derartige Furcht erleben zu müssen. Sie sorgte bei ihm für einen Blutstau, der auch sein Denken beeinflußte. Er kam mit sich und erst recht mit seiner Umgebung nicht zurecht.

Das Untier aus dem Wald wartete noch immer. Es bewegte nur seine Augen und tastete ihn so ab. Zumindest fühlte sich Perry Cameron abgetastet, als sollte seine Seele bloßgelegt werden.

Kam es? Kam es nicht?

Nein, es kam nicht, obwohl es für einen Moment den Anschein hatte, denn ein Zittern erfaßte den Schädel des Monsters. Es war stark, und der Killer hoffte, daß dieser widerliche und blutverschmierte Kopf im nächsten Moment auseinanderfliegen würde.

Leider trat das nicht ein.

Der Schädel blieb ganz. Das Monstrum hatte seine Pflicht getan und zog sich zurück. Es tauchte einfach wieder ab. Genau in der umgekehrten Reihenfolge, wie es erschienen war, und der auf dem Bett starr sitzende Killer blickte gegen das leere Fenster.

Fassen oder begreifen konnte er nichts. Es war einfach alles an ihm vorbeigelaufen. Er befand sich in einem Zustand der gedanklichen Leere. Normalerweise hätte er aufspringen, zum Fenster eilen und auf den Unhold schießen müssen.

Was tat er?

Er blieb im Bett hocken, ohne sich um seine Umgebung zu kümmern.

Wie ein schwitzender Eisklotz.

Was ihm die Realität hier gezeigt hatte, das erlebten Menschen nicht mal in ihren Alpträumen. So etwas konnte sich niemand ausdenken, das war einfach zu grausam, zu viel und zu…

Der Krampf im Arm riß ihn aus seinen Gedanken. Cameron hatte ihn zu lange und unnatürlich gehalten. Der ziehende Schmerz brachte ihn wieder zurück in die Wirklichkeit, die er jetzt mit den normalen Augen sah.

Das Fenster war leer. Aber das Monster hatte es besucht. Wer sonst hätte die untere Hälfte hochschieben sollen? Der Wind sicherlich nicht.

Er war zudem nicht stark genug.

Der Killer bewegte sich endlich wieder. Er zog seinen malträtierten und schmerzenden Arm an, bewegte ihn, streckte ihn dabei vor, drückte ihn wieder zurück, um so die alte Elastizität zurückzugewinnen, was ihm auch gelang.

Es ging ihm wieder besser. Aber die bösen Erinnerungen ließen sich nicht vertreiben.

Auch jetzt war er weiterhin eingehüllt in die widerliche Wolke aus den beiden Geruchsvarianten. Zum einen nahm er den Gestank des Waldes wahr, zum anderen seinen bitteren Schweißgeruch.

Er stand auf.

Ein Greis hätte sich kaum anders bewegt als er. Zittrig verharrte er vor seinem Bett und war froh, eine Stützvariante gefunden zu haben. Er ging auf das Fenster zu. Wieder sehr langsam und schlurfend. Die Furcht steckte ihm noch immer in den Knochen und sorgte für eine gewisse Lähmung.

Auf der inneren Fensterbank stützte er sich so ab, wie es das Monstrum mit seinen Klauen auf der äußeren Hälfte getan hatte. Dann zog er den Kopf etwas ein und streckte ihn nach draußen, hinein in die Dunkelheit, um dort erkennen zu können, wohin sich das Monstrum gewandt hatte.

Der unheimliche Besucher war verschwunden. Er hätte es sich

denken können. Abgetaucht, die Finsternis gut ausgenutzt. Verschwunden in der Düsternis des Hexenwaldes.

Für Perry Cameron stand fest, daß dieser Wald verflucht oder verhext war. Selbst ein Killer wie er konnte sich damit anfreunden. An eine andere Möglichkeit dachte er gar nicht.

Er war gekommen, um Doug Kinnys Tochter in eine Falle laufen zu lassen. Es hatte nicht geklappt. Statt dessen war er beinahe selbst in diese Falle hineingeraten. Sein Vorhaben, schon jetzt das Zimmer der jungen Frau zu betreten, um sie zu töten, hatte er zunächst einmal zurückgestellt. Aus dem Kopf hatte er es nicht verloren, aber der nächste Tag war noch lang genug, und Cameron wollte dieser Person noch einige Fragen stellen. Sie wußte mehr, als sie zugab, und wenn er ehrlich gegen sich selbst war, was ihm in diesem Fall nicht leicht fiel, dann kam ihm Greta Kinny sogar unheimlich vor.

Mit diesem Gedanken schloß er das Fenster wieder. Lautstark.

Perry Cameron drehte sich um. Er schlurfte zurück zu seinem Bett und legte sich nieder.

Schlaf allerdings konnte er nicht finden…

***

Cameron hatte doch geschlafen, denn am nächsten Morgen weckten ihn die durch das Fenster scheinenden Sonnenstrahlen, die sich auf seinem Gesicht und dem Bett verteilten. Es war wie in der heilen Welt des Märchens, doch sie verblaßte sehr schnell, als sich der wach gewordene Mann wieder an die Vorgänge der vergangenen Nacht erinnerte.

Sie waren schlimm gewesen.

Schlimm, grausam, lebensbedrohlich und zugleich auch unerklärlich.

Er lag wach auf dem Rücken, schielte auf die Uhr und stellte fest, daß die siebte Morgenstunde angebrochen war.

»Und ich lebe noch«, flüsterte er sich selbst zu. »Verdammt noch mal, ich habe es geschafft! Ich bin noch am Leben. Mir geht es den Umständen entsprechend sogar gut.« Er blies die Luft aus, als wollte er eine Kerze ausblasen. Danach drehte er sich auf die rechte Seite, setzte sich hin und blieb auf der Bettkante hocken, den Blick zur Tür, aber eigentlich ins Leere gerichtet.

Er fühlte sich noch immer ausgelaugt und auch so, als hätte er nächtelang im Dreck campiert, denn seine Kleidung war noch immer schmutzig, und ein Teil dieses Schmutzes war auf dem Bett zurückgeblieben, wo er die Decke regelrecht getränkt und durchweicht hatte.

Die Kleidung klebte. Er selbst roch. Er dachte an das Monstrum und schnüffelte. Vielleicht war es sein Gestank, den es zurückgelassen hatte.

Perry wußte es nicht. Dafür stand er mit steifen Bewegungen auf und durchwanderte das Zimmer, das er zum erstenmal richtig sah, denn beim betreten war es finster gewesen, und seine Gastwirtin hatte doch mit dem Licht gespart.

Er interessierte sich für das schmutzige Bett nicht mehr. Die Standuhr, die nicht mehr tickte, hatte ihren Platz neben dem geschlossenen Fenster gefunden. Er sah noch einen schmalen Schrank mit geschlossenen Türen und einen Holzstuhl an der Wand. Über ihm hing ein Bild, das ein Waldmotiv zeigte.

Vielleicht war es der Wald, den er durch das Fenster sah. Der Killer schüttelte sich und traute sich kaum, einen Blick in die Richtung zu werfen.

Noch etwas fiel ihm auf. Im Haus war es sehr still, obwohl jemand da sein mußte, denn er nahm den Geruch von frisch gebrühtem Kaffee wahr. Darüber freute er sich, denn dieser Duft gab ihm ein Stück Normalität zurück.

Er zog die Tür weiter auf und blieb stehen. Vor ihm lag der Flur. Auch an seinen Wänden hingen Bilder mit Motiven aus der Natur, die sehr irisch aussah.

Der Duft wehte von der rechten Seite auf ihn zu. Dort also lag die Küche.

»Hallo…!« rief er.

»Oh, du bist schon wach?«

»Ja.«

»Dann kannst du ja ins Bad gehen. Ich habe dir schon Handtücher hingelegt. Auch Ersatzkleidung. Sie stammt von meinem Vater und müßte dir eigentlich passen.«

Nach diesen Worten verzog der Killer das Gesicht. Ausgerechnet die Kleidung des Mannes sollte er anziehen, der auf seiner Todesliste stand.

Das war schon ein makabrer Witz, aber das Leben brachte eben die ungewöhnlichsten Dinge zusammen.

»Hast du verstanden, Perry?«

»Ja, das ist okay.«

»Gut, ich warte dann mit dem Frühstück auf dich.«

»Danke.« Er schüttelte den Kopf.

Und er wunderte sich darüber, daß Greta nicht selbst zu ihm kam und ihm Bescheid gab.

»Das Bad ist übrigens links von dir«, sagte sie noch.

»Ich werde es finden.«

Sekunden später drückte der Mann die Tür auf und betrat einen kleinen Raum, in dem sich eine niedrige und relativ kleine Badewanne befand und eine Dusche. Die interessierte ihn.

Der Killer schloß die Tür. Ein Fenster war ebenfalls vorhanden. Er

öffnete es. Vor kurzem erst, wahrscheinlich noch in der Dunkelheit mußte Greta geduscht haben, denn der Geruch nach einem frischen Gel oder Seife hing noch in der Luft.

Tatsächlich lag die frische Kleidung bereit. Jeans, ein graues Hemd, eine Jacke. Sogar frische Unterwäsche, die leicht verblichen aussah. Ein Badetuch hatte Greta ebenfalls über die Wanne gehängt.

»Sehr nett«, sagte Cameron und zog sich aus. Er war froh, seine alte Kleidung vom Körper zu bekommen. Sie roch, als hätte sie tagelang in einer Mülltonne gelegen. Selbst die Unterwäsche hatte diesen Gestank angenommen.

Er war froh, unter die Dusche steigen zu können. Seinen Revolver legte er derweil auf den Kleiderhaufen.

Er drehte die Dusche an. Aus der Tasse tröpfelte es zunächst, dann kam das Wasser aber, doch es sah nicht klar aus, wie er es gewohnt war, sondern bräunlich. In seiner Farbe erinnerte es ihn wieder an den Waldboden, über den er nächtens gerobbt war.

Die braune Farbe veränderte sich, verschwand aber nicht völlig, und so stieg er unter die lauwarmen Strahlen, um sich zunächst einmal zu erfrischen.

Es war wirklich eine Wohltat. Sogar an die Seife hatte seine Gastgeberin gedacht. Sie verbreitete einen wohltuenden Geruch, und er ließ sich während des Einseifens Zeit.

Jede Stelle des Körpers seifte er ein. Wie jemand, der nicht nur Schweiß und Schmutz wegwischen wollte, sondern auch die Erinnerung an schreckliche Dinge. Das aber war leichter gesagt, als getan, denn seine Gedanken drehten sich ausschließlich um die Vorgänge in der vergangenen Nacht, die er nicht begreifen konnte.

Das würde auch kein Mensch, denn so etwas war mit dem Verstand nicht zu erfassen.

Das gab es im Kino, auch in irgendwelchen Schauergeschichten, aber nicht in der Wirklichkeit.

Mit der Seife wusch er sich die Haare, denn in ihnen hatte sich ebenfalls der Gestank festgesetzt, und er war froh, als das Wasser die Seife aus den Haaren und von seinem Körper abspülte, denn damit verschwand der Geruch im Abfluß.

Leider nicht die Erinnerung, die quälte ihn auch weiterhin. Da halfen weder Wasser noch Seife, denn die Erinnerung steckte in seinem Kopf fest.

Ein letztes Mal spülte der Killer seinen Körper ab. Er strich seine Haare flach und verließ die Dusche. Auf dem schwarz und weiß gefliesten Boden hinterließ er eine Lache, als er ging, um das Badetuch zu holen.

Er fuhr damit durch sein Gesicht, dann durch die Haare und schlang es um seinen Körper.

Er trocknete sich ab, aber er ließ sich Zeit dabei, weil er darüber nachdenken mußte, wie es weitergehen sollte. Sein Auftrag stand zwar fest, trotzdem gab es einfach noch zu viele Ungereimtheiten, die ihn nicht eben leichter machten.

Natürlich stand der Besuch des Monstrums im Vordergrund. Daran mußte er immer wieder denken. Dagegen konnte er auch nichts tun. Das Monster war da, und es schwebte nicht nur in seiner Erinnerung, es war auch real gewesen.

Er schüttelte sich wie jemand, der friert. Dabei schwitzte er. Das heiße Wasser hatte ihn durchgewärmt, und das Sonnenlicht war ebenfalls sehr warm.

Es würde wieder einen heißen Tag geben. Und einen Tag, an dem zumindest eine Person ihr Leben lassen mußte. So sah er die Dinge, und davon ließ er sich auch nicht abbringen.

Zuerst wollte er mit Greta Kinny frühstücken, um von ihr gewisse Dinge zu erfahren. Er würde das Gespräch schon in die richtige Ecke drängen, und es würde dabei nicht nur um das Monstrum gehen, sondern auch um ihren Vater, den verfluchten Verräter.

Ihn haßte er. Kinny war für ihn ein rotes Tuch. Lange genug hatte die IRA gesucht und geforscht, um endlich eine Spur zufinden. Dicht vor dem Ziel wollte er nicht aufgeben. Dieser andere Mann mußte sterben, und seine Tochter mit ihm, wenn es nicht anders ging.

Zunächst einmal zog er die Sachen seines Todfeindes an. Ja, die Unterwäsche paßte. Zwar war die Kleidung etwas weit, doch mit seinem Gürtel schnallte er die Hose enger.

Dann steckte er den Revolver ein, nicht ohne ihn vorher mit einem Schalldämpfer versehen zu haben. Er schob die Waffe sehr weit nach hinten in den Hosenbund, damit sie auch die beigefarbene Jacke noch gut verdeckte.

Noch einmal fuhr er durch sein nasses Haar und betrachtete sich dabei im Spiegel. Wenn er sein Aussehen mit den Vorkommnissen in der vergangenen Nacht verglich, sah er recht gut aus. Cameron war mit sich zufrieden, und mit diesem Gefühl verließ er auch das Bad.

Üer Kaffeeduft wies ihm den Weg. Er räusperte sich, damit Greta auch hörte, daß er kam.

»Es ist alles fertig!« rief sie ihm durch die offenstehende Küchentür zu.

»Du kannst kommen.«

»Ich bin soweit.«

Er trat in die Küche. Sie war groß. Zwei Fenster ließen die Sonne herein.

Holzmöbel bildeten die Einrichtung. Auf einem Gasherd stand eine dunkle Pfanne, in der Greta die beiden Spiegeleier gebraten hatte, die schon auf den Tellern lagen. Alles war sehr niedrig, das fiel ihm am

Rande auf, aber Cameron gab keine Antwort, als er mit einem freundlichen »Guten Morgen« begrüßt wurde.

Er starrte Greta Kinny an wie etwas Furchtbares.

Er wollte es nicht glauben, aber es stimmte. Es war keine Einbildung, wie auch das blutige Monstrum in der Nacht nicht.

Greta saß nicht auf einem normalen Stuhl. Ihr Platz war ein Rollstuhl…

***

»Ist was?« fragte sie, als Perry Cameron den Arm hob, und die rechte Handfläche über seine Wange gleiten ließ. Er hatte sich einfach bewegen müssen, denn das zu sehen, war unwahrscheinlich und auch wirklich unfaßbar.

»Ja, es ist was!« flüsterte er.

»Und was, bitte?«

Cameron hörte sein eigenes, meckerndes Lachen. »Verdammt noch mal, du sitzt in einem Rollstuhl!«

»Stimmt.«

»Und warum hast du gestern abend nicht in dem Ding da gesessen?« seine rechte Hand zuckte vor und zurück, als er auf ihn deutete.

Rosenrot lächelte milde. »Nimm erst einmal am Tisch Platz, dann reden wir weiter. Kaffee mußt du dir schon nehmen. Ich kann die Kanne nicht so weit herüberreichen.«

Perry Cameron bewegte sich wie in Trance auf den freien Stuhl zu. Er verstand die Welt nicht mehr. Sie hatte sich innerhalb einer Nacht für ihn verändert. Was vor wenigen Tagen noch die Wirklichkeit gewesen war, an der er sich hatte orientieren können, war nun verschwunden. Er rückte den Stuhl zurecht und schüttelte dabei den Kopf, als wollte er seine trüben Gedanken loswerden. Nachdem er sich niedergelassen hatte - immer von Greta beobachtet -, griff er zur Kanne und schenkte sich ein. Der Kaffee floß in die breite und hohe Tasse. Perry schaute dem dunkelbraunen Strahl nach, der in seiner Farbe an Baumrinde im nächtlichen Wald erinnerte.

Als er die Kanne wieder an seinen Platz zurückstellte, hatte er auch seine Sprache wiedergefunden: »Du sitzt also in einem Rollstuhl«, sagte er.

»Das siehst du doch.«

Er nickte. Jede weitere Frage kam ihm blöd vor. Er hätte die Waffe nehmen und schießen sollen, doch auch davor schrak er zurück, weil er eben Klarheit haben wollte.

Cameron trank den Kaffee heiß und schwarz. Beides traf hier zu. »Und gestern abend habe ich dich ohne Rollstuhl gesehen.«

»Willst du nicht etwas essen?«

In Cameron stieg die Wut hoch. Er hob den rechten Arm und ballte

die Hand zur Faust. »Verdammte Scheiße!« schrie er. »Ist es nicht so?«

Seine Faust schwebte über dem Spiegelei, als wollte sie es im nächsten Augenblick zerstören. »Ich warte auf eine vernünftige Antwort, Greta.«

»Ja, es stimmt.«

Die Hand senkte sich langsam. »Also habe ich dich als einen normalen Menschen kennengelernt.«

»Bin ich jetzt nicht normal?«

»Doch, aber du hast gestern nicht in diesem verdammten Rollstuhl gesessen.«

»Da hast du recht.«

»Wie schön.« Er glotzte sie über den Tisch hinweg an. »Weißt du, was ich jetzt möchte?« fragte er.

»Nein, wie sollte ich?«

Verdammt, die Antwort traf ihn tief. Dieses Weibsstück machte sich über ihn lustig. Wie sie schon dasaß und wie sie angezogen war. Eine helle Hose und ein dunkelblaues Shirt ohne Ärmel. Es saß eng. Die Brustwarzen drückten sich durch. »Ich möchte jetzt, daß du aus deinem verdammten Rollstuhl aufstehst und«, er deutete es mit der Hand an, »zur Tür gehst und wieder zurück zum Tisch läufst und dich auf den Stuhl setzt. Das ist alles.«

Greta oder Rosenrot, als was immer man sie auch ansah, fing an zu lächeln. »Das werde ich nicht tun, Perry.«

Camerons Mund verzog sich zu einem nach unten hin gerichteten Halbmond. »Und warum willst du mir diesen kleinen Wunsch nicht erfüllen?«

»Davon kann überhaupt keine Rede sein. Ich würde ihn dir gern erfüllen, nur ist das nicht möglich.«

»Wieso?« fragte er ziemlich dumm.

»Weil ich es nicht kann. Ich sitze im Rollstuhl und bin an ihn gefesselt. Das ist alles.«

Er trank einen Schluck Kaffee, fluchte, weil er sich die Lippen verbrühte, starrte die Frau danach an und schüttelte wieder den Kopf. »Willst du mich verarschen?«

»Überhaupt nicht.«

»Was dann?«

»Ich kann nicht gehen. Ich bin an diesen Rollstuhl gefesselt. Auch wenn du es nicht glauben willst, aber es ist so.«

»Nein, das kann ich auch nicht glauben.«

»Dein Problem«, erwiderte Greta locker.

Cameron starrte über die Deckel der Korifitürengläser hinweg. »Das ist unser Problem, Süße, und ich werde dir auch in den nächsten Sekunden den Beweis liefern.«

»Tu, was du willst.«

»Darauf kannst du dich verlassen!« Mit einer heftigen Bewegung schnellte er von seinem Stuhl hoch. Sein Gesicht zeigte einen kantigen, wütenden Ausdruck. Es war nicht schwer für ihn, die Frau zu erreichen, die sich mit ihrem Stuhl nicht von der Stelle bewegte und zu dem Killer hochschaute. Er stellte fest, daß die Augen keine Furcht zeigten. Das wiederum ärgerte ihn auch, denn die meisten fürchteten sich vor ihm.

Perry legte seine Hände auf ihre Schultern. »Zum letztenmal, stehst du nun auf oder nicht?«

»Ich kann nicht!«

»Okay«, sagte er. »Okay. Du hast es nicht anders gewollt.« Er veränderte seinen Griff und schob die Hände in die Achselhöhlen der Frau. Dann zerrte er sie aus dem Rollstuhl in die Höhe. Schon während dieser Bewegung bekam er mit, daß ihr Körper im unteren Bereich steif war, aber er wollte es nicht wahrhaben. Cameron hielt die Frau fest und schwang sie zur Seite, so daß ihre beiden Füße über den Boden schleiften. Etwa einen halben Meter vom Stuhl entfernt wollte er sie abstellen, drückte sie mit ihren Füßen auf den Boden - und schaute zu, wie sie zusammenbrach, wo sich ihr Gesicht noch vor Schreck verzog.

Perry Cameron überkam ein barmherziger Augenblick. Bevor Greta noch zu Boden sacken konnte, griff er zu, fing sie ab und hielt sie fest. Er drehte sie zur Seite und setzte sie wieder zurück in den Rollstuhl. Dabei hörte er sein und ihr schweres Atmen.

Greta Kinny fing sich als erste. »Bist du jetzt zufrieden?« fragte sie leise.

»O Scheiße«, sagte er nur.

»Das ist keine Antwort.«

Perry Cameron ging zum Fenster und wieder zurück. Vor Greta blieb er stehen. »Du bist ja wirklich gelähmt -oder eine perfekte Schauspielerin.«

»Nein, ich bin gelähmt.«

Sein Gesicht lief rot an. Der Wutanfall ließ nicht lange auf sich warten.

»Aber in der letzten Nacht warst du es nicht, verflucht! Da bist du wie eine Elfe durch den Wald gehüpft. Du hast mich aus dem Dreck geholt und mich in dein Haus gebracht. Ich frage mich jetzt, wie eine gelähmte Person so etwas schaffen kann.«

»Es war die Nacht.«

»Und?«

»Die Nacht ist anders.«

»Erzähl mir keinen geistigen Dünnschiß. Ob Tag oder Nacht… Für einen Kranken oder Gelähmten spielt das keine Rolle. Oder ist das bei dir anders?«

»Du hast es gesehen.«

Cameron wußte nicht mehr, was er sagen und wie er reagieren sollte. Er fühlte sich verunsichert und zugleich an der Nase herumgeführt. »Gut«, sagte er, »du willst mir die verdammte Wahrheit nicht sagen, du willst es einfach nicht. Aber ich werde mich damit nicht abfinden, das kann ich dir schwören. Das kann ich nicht. Ich werde dir schon zeigen, wo es langgeht.«

»Wie meinst du das?«

»So«, sagte er und griff zum zweitletzten Mittel. Seine rechte Hand verschwand unter der Jacke. Als sie wieder zum Vorschein kam, hielt er den mit einem Schalldämpfer bestückten Magnum-Revolver in der Hand und zielte auf Gretas Kopf.

Sie schwieg und schaute ihn nur an. Sie hatte sich nicht mal erschreckt, und das ärgerte ihn auch. »Soll ich die Wahrheit aus dir herausschießen?«

Rosenrot hob die Schultern. »Ich verstehe dich nicht. Ich habe dir die Wahrheit gesagt. Wenn du sie nicht akzeptieren kannst, ist das einzig und allein dein Problem.«

»Irrtum, Süße, auch deines. Ich werde dich killen. Ich habe eine verdammte Nacht hinter mir. Nicht nur im Wald, sondern auch in deinem verdammten Zimmer. So habe ich beschlossen, mich nicht mehr an der Nase herumführen zu lassen.«

»Ich kann wirklich nicht gehen.«

Cameron schaufelte sein Haar zurück, das ihm in die Stirn gerutscht war.

»Das habe ich ja erlebt. Ich will jetzt von dir wissen, weshalb dies in der Nacht möglich war.«

Sie hob die Schultern.

Eine Antwort, die dem Killer überhaupt nicht gefiel. Er war blitzschnell bei ihr und hielt ihr die Mündung an die linke Kopfseite. »Das ist kein Spiel mehr, Greta. Und wenn du denkst, ich würde nicht schießen, dann irrst du dich. Es ist nämlich mein Job, unbequeme Leute ins Jenseits zu befördern, kapiert?«

»Dann bist du ein Killer?«

»So ähnlich.«

»Und weshalb bist du zu mir gekommen? Du wolltest doch in das Haus oder?«

»Stimmt.«

Greta schaute aus großen Augen zu ihm hoch. »Was habe ich dir denn getan? Ich habe dich aus dem verdammten Wald geholt und dich somit gerettet. Nicht mehr.«

Cameron nickte. »Das weiß ich. Und es ist mir noch immer ein Rätsel. Auch das, was im Wald geschah.« Er löste die Mündung der Waffe von ihrem Kopf und trat wieder zurück. Trotzdem zielte er auf

sie. »Ich komme mit der vergangenen Nacht nicht klar. Aber lassen wir sie mal aus dem Spiel. Ich wollte dich aus einem anderen Grund besuchen, denn es ging primär nicht um dich, sondern um einen anderen, deinen Vater!«

Greta Kinny saß unbeweglich. Es war nicht herauszufinden, ob der Schock sie hatte starr werden lassen, oder ob sie sich einfach nicht rühren konnte. Jedenfalls sagte sie kein Wort, und Cameron sah nur, wie sie schluckte.

»Willst du nicht wissen, weshalb ich deinen Vater jage?«

»Nein«, flüsterte sie. »Oder ja. Es ist mir eigentlich egal. Ich kenne mich da nicht aus.«

»Dein Vater ist ein Schwein.«

Greta zuckte zusammen.

»Dein Vater ist ein verdammter Verräter. Ein Agent der Engländer, der unserer gerechten Sache im Wege steht. Es hat lange genug gedauert, bis wir es herausfanden, aber jetzt wissen wir Bescheid. Wir haben ihn gejagt, und wir haben Spuren gefunden, und eine dieser Spuren bist du, seine Tochter, gewesen. Er hat dich versteckt, aus guten Gründen, sicherlich, aber er hat dich nicht gut genug versteckt, denn jetzt bin ich da. Jetzt habe ich dich, und ich frage dich, ob es eine bessere Geisel gibt, um deinen Alten herzulocken.«

Cameron gab Greta Gelegenheit, sich eine Antwort zu suchen. Sie sprach nach einer Weile. »Er ist weder ein Schwein noch ein Verräter. Er mußte den Weg gehen, denn es war die IRA, die meine Mutter zu Tode gebombt hat. Das konnte er nicht vergessen.«

»Ja!« schrie Perry Cameron. »Dafür hat er als Ire sein eigenes Land verraten. Wir werden nie zusammenkommen. Unsere Denke ist zu verschieden. Aber ich besitze die Waffe, und wer sie in den Händen hält, der hat auch die Macht. Deshalb wird dein Vater Bescheid bekommen, daß ich hier bin und dich in der Gewalt habe. So läuft das Spiel, Greta.«

Sie nickte und schwieg. Das wiederum paßte dem Killer nicht. Er brauchte ein Ventil, durch das er seinen Frust ablassen konnte. Die gestrige Nacht steckte ihm noch zu sehr in den Knochen. Seine Fahnen waren auf Sieg gestellt. Nicht mehr verlieren, endlich einen Schlußstrich ziehen.

Und so sprach er weiter. »Ich weiß auch, daß dein Vater heute abend schon hier sein wird.«

Greta hatte es, gehört. Sie war für einen Augenblick still, bis sie ihre Frage formuliert hatte. »Willst du ihn holen?«

»So ähnlich. Da kannst du dabeisein. Er wird eine entsprechende Nachricht erhalten.«

»Durch wen?«

Cameron schaute seine Geisel starr an. »Durch dich, meine Liebe. Du

wirst ihm Bescheid geben.«

Greta Kinny war überrascht. Damit hätte sie nicht gerechnet. Sie fragte sich deshalb, in welches Spiel sie da mit hineingezogen werden sollte.

»Das glaube ich nicht«, gab sie leise zurück. »Nein, das kann nicht wahr sein. Wie sollte ich ihm denn eine Nachricht zukommen lassen? Ich weiß ja nicht mal, wo er steckt.«

»Das kann schon sein. Aber auch wir sind nicht auf den Kopf gefallen.«

Das Handy hatte Cameron aus seiner eigenen Jacke hervorgeholt und es eingesteckt. Er holte den flachen Apparat hervor und hielt ihn der Frau hin. »Damit.«

Greta bewegte sich nicht. Sie überlegte und hob schließlich die Schultern. »Ich denke, es ist ein Fehler«, gab sie leise zurück. »Das kann nicht wahr sein.«

»Wieso?«

»Ich weiß nichts.«

Perry Cameron glaubte ihr das nicht. »Du weißt also nichts?«

»So ist es.«

»Und das glaube ich dir nicht. Dein Vater ist zwar ein Verräter an unserem Vaterland, aber irgendwo hat jeder Mensch einen schwachen Punkt.« Er beugte seinen Kopf tiefer und starrte die Gelähmte an.

»Dieser schwache Punkt bist du, meine Liebe. Du bist seine große Schwachstelle, auch wenn ich mich wiederhole. Er liebt dich, und deshalb hat er dich hier versteckt. Aber er kann nicht ohne dich sein. Zumindest nicht, ohne deine Stimme zu hören. Auch er besitzt ein tragbares Telefon, und deshalb wirst du ihn dort anrufen und ihm erklären, daß du dich in meiner Gewalt befindest.«

»Das geht niemals. Ich kenne die Nummer nicht. Ich weiß nicht, wie ich ihn erreichen soll.«

Scharf schaute er sie an. »Greta, das glaube ich dir nicht.«

»Dann kann ich nichts daran ändern.«

»Und ich auch nicht«, erklärte er.

Greta Kinny wußte, was er damit meinte, denn er hob die Waffe an, und die Mündung zielte wieder auf den Kopf der Frau. Perry nickte sehr langsam und bedächtig. »Ich habe mir noch einen zweiten Plan überlegt. Er ist weniger gut für dich. Solltest du dich querstellen wollen, was du auch jetzt getan hast, wir dieser zweite Plan in Erfüllung gehen. Das heißt, ich werde dich erschießen und meinen Leuten diese Tat melden. Sie wiederum werden dafür sorgen, daß dein Vater davon erfährt. Er wird herkommen wollen, und ich werde ihn erwarten. So sieht es aus.«

Greta hatte gut zugehört und alles verstanden. Sie nickte bedächtig. »Ja, das hatte ich mir gedacht. Ich ahnte, daß du so etwas in die Wege

leiten würdest, aber ich weiß auch, daß es an meiner Meinung nichts ändert. Tut mir leid, ich kann es nicht. Ich weiß nicht, wie ich meinen Vater erreichen soll. Du hast die Stärke des Bandes zwischen uns überschätzt. Es stimmt, daß mich mein Vater mag. Aber er wird nicht so dumm sein und mich in Gefahr bringen. Er hat mich hier versteckt. Er sorgt für mein Überleben, aber er bestimmt; wann, wie und wo er mich besucht oder mit mir Kontakt aufnimmt. Umgekehrt ist das nicht möglich.«

Perry Cameron sah seine Felle davonschwimmen. »Und dabei bleibst du?« fragte er.

»Natürlich.«

»Dann gibt es für mich nur eine Möglichkeit.«

Greta Kinny blieb ganz ruhig, als sie fragte: »Du willst mich erschießen?«

»Ja, das werde ich. Aber zuvor will ich noch von dir wissen, weshalb du im Rollstuhl sitzt und in der Nacht durch den Wald gewandert bist. Was ist mit dir? Was spielst du mir vor?«

»Gar nichts«, erklärte sie. »Ich lebe praktisch meine zwei Leben. Zum einen als Gesunde, zum anderen als Gelähmte. Ist das denn so schwer zu verstehen?«

»Für mich schon. So etwas ist ein-, malig.«

»Das mag durchaus sein.«

»Und wie ist es dazu gekommen?« erkundigte er sich flüsternd. »Los, raus mit der Sprache!«

Über Gretas Lippen huschte ein verloren wirkendes Lächeln. Es gefiel ihm ebensowenig wie der Glanz in ihren Augen. Er hätte eigentlich die nackte Angst erwartet, aber dieser Ausdruck deutete wahrlich nicht darauf hin. »Dazu gekommen?« wiederholte sie leise. »Ich denke nicht, daß du es begreifen wirst.«

»Du kannst es trotzdem versuchen.«

»Ja, aber ich…«

»Rede!«

Sie hob die Augenbrauen. Cameron ärgerte sich über die Geste, denn sie machte ihm klar, daß sich Greta wie eine Siegerin fühlte. Eigentlich hätte es umgekehrt sein müssen, und das paßte ihm überhaupt nicht in den Kram. »Ich habe es gelernt, mit den Kräften des Waldes umzugehen. Ich bin ein Teil von ihm. Ich liebe ihn. Ich kann ihn fühlen, ich kann ihn atmen. Ich weiß über ihn Bescheid. Er liebt mich, und ich liebe ihn. Er kann mich nicht leiden sehen. Ich habe vieles durchlitten, nachdem ich angeschossen worden bin. Ich bin gelähmt… Aber auch ein solches Leben hat immer zwei Seiten, eine positive und eine negative. Ich habe nach der positiven geforscht und sie auch herausgefunden. Ich vertraute mich dem Wald an. Obwohl ich hier sitze, bin ich ein Teil von ihm, und er gab mir die

Kraft zurück wieder gehen und mich normal bewegen zu können.«
»Nur in der Nacht, wie?«
»So ist es.«
Der Killer schüttelte den Kopf. »Das mag glauben, wer will. Ich jedenfalls nicht.«
»Dann hast du ein Problem«, erklärte sie gelassen.
»Es ist die Frage, wer von uns beiden das größere Problem hat. Aber ich gebe dir recht. Mit diesem verdammten Wald ist etwas nicht in Ordnung. Ich habe es leider erleben müssen. Aber wir sind hier nicht im Wald, sondern in deinem Haus. Was immer du als andere Kraft ansiehst, sie hat hier keinen Einfluß.«
Gretas Augen weiteten sich. »Wie kannst du das sagen?« flüsterte sie.
»Es ist die Macht der alten Götter. Sie haben einen großen Einfluß, einen sehr großen sogar. Ich garantierte dir, du steckst in der Falle, nicht ich.«
»Aber ich habe die Waffe!« erklärte er grinsend.
Greta Kinny blieb gelassen. »Auch wenn du mich erschießt, hast du nicht gewonnen. Oder kannst du dir nicht vorstellen, daß sich der Wald rächen wird? Wer ihm etwas nimmt, muß dafür bezahlen.«
»Nein«, sagte Cameron leise und schüttelte den Kopf. »Das mag auf viele Menschen zutreffen, auf mich allerdings nicht. Ich habe bisher jeden Job durchgeführt, und ich werde auch diesen beenden. Darauf kannst du dich verlassen.«
Sie hob die Schultern.
Und beide hörten sie das Geräusch des Motors. Draußen fuhr ein Wagen vor.
Plötzlich wurde Cameron nervös. Man sah es seinen Augen an, die sich heftiger bewegten. »Verflucht noch mal, wer ist das?«
»Es ist Ginette.«
»Weiter!«
»Sie ist meine Freundin. Sie pflegt mich tagsüber. Sie bleibt bis zum Abend.«
Cameron mußte sich blitzschnell entscheiden. »Gut, wenn das so ist, wird auch sie sterben.«
»Warum?«
»Ich kann keine Zeugen gebrauchen.«
»Muß sie dich denn sehen?«
»Was heißt das?«
»Du kannst dich verstecken.«
Perry Cameron wußte noch immer nicht, wie er der Zwickmühle entrinnen sollte. Damit hatte er nicht gerechnet. Plötzlich war sein großartiger Plan schon zur Hälfte zusammengebrochen. Eine zweite Person hatte er in sein Kalkül nicht mit einbezogen. Wenn er sie tötete, würde man sie vermissen. Zwei Leichen hinterließen immer

mehr Spuren als eine. Diese Ginette war unbeteiligt, aber es ging um die Sache, und da konnte er keine Rücksicht nehmen.

Der Wagen war geparkt worden. Sie hörten, wie Ginette die Tür zuschlug. In diesem Augenblick hatte er die Lösung gefunden. »Schick sie weg!« flüsterte er, »Schick sie einfach weg. Sag ihr, daß du heute allein bleiben willst.«

»Und dann?«

»Tu es!« keuchte der Mann sie an. »Oder willst du, daß es zwei Tote gibt?«

»Nein, das will ich nicht.«

»Gut, ich behalte euch im Auge.« Cameron ging auf die zweite Küchentür zu, öffnete sie und zog sich zurück in den Garten, während Greta hörte, wie Ginette die Haustür aufschloß.

Rosenrot atmete tief durch. Ich muß jetzt stark sein! hämmerte sie sich ein. Sehr stark…

***

Wir hatten Douglas Kinny quasi die Führung überlassen, denn er war der Mann, der sich hier auskannte, und wir glaubten auch nicht daran, daß er ein falsches Spiel treiben würde. Er hatte seine Vorstellungen, er stammte aus dieser Gegend, und er würde uns auch mit seiner Tochter bekannt machen.

Aber nicht sofort. Wir wunderten uns schon, daß er nicht auf direktem Weg zum Haus am Wald fuhr, sondern die schmale Straße nahm, die durch saftgrüne Wiesen zu einem kleinen Ort namens Killarney führte.

Als wir die Häuser bereits sahen und auch den Turm der Kirche, der sich schattenlos wie ein Finger im Sonnenlicht abhob, schüttelte Suko den Kopf und gab etwas Gas. Wir holten auf, denn Kinny fuhr vor uns. Als Suko zweimal hupte, wurde der Mann aufmerksam und bremste seinen flaschengrünen Escort ab.

Auch wir hielten.

»Ich steige schon aus«, sagte ich, weil ich Sukos Gedanken kannte, denn auch mich hatte dieser Umweg gestört. Ich wollte so dicht wie möglich an diesem Phänomen der blutenden Bäume bleiben und nicht erst durch Umwege von ihnen entfernt werden.

Kinny kurbelte die Scheibe nach unten. Er nahm die Sonnenbrille ab und schaute etwas verkniffen. »Gibt es Probleme?« fragte er.

»Bei uns schon. Wir wundern uns darüber, daß wir nach Killarney fahren und nicht zum eigentlichen Ziel.«

»Sie wollen ja zu Greta.«

»Sie nicht?«

»Da will ich auch hin, aber ich bin ein Mann der Sicherheit. Ich möchte zuvor erkundigen, ob bei ihr noch alles in Ordnung ist. Dazu

muß ich nicht unbedingt zu ihr fahren.«

»Das begreife ich nicht.«

»Wir können uns die Zeit leisten. Es ist ganz einfach. Sie wissen ja selbst, daß meine Tochter gelähmt ist. Zum Glück gibt es da eine gute Freundin, die sie tagtäglich betreut. Sie heißt Ginette Dermont. Sie und Greta sind schon seit ihrer Kindheit befreundet. Ginette fährt jeden Tag zu ihr, um sich um sie zu kümmern. Bezahlt wird sie dafür von mir. So liegen die Dinge.«

Ich schüttelte den Kopf. »Dann ist diese Ginette doch jetzt bei Ihrer Tochter. Schließlich haben wir Tag.«

»Auch richtig. Ich wollte aber nicht mit Ginette reden, sondern mit der Mutter.«

»Ach so.«

»Sie weiß ebenfalls Bescheid. Sie kann uns sagen, ob mit Greta in der letzten Zeit etwas geschehen ist.«

»Ist sie denn auch über Ihren Job informiert?«

Kinny nahm die Hände vom Lenkrad weg. »Gott bewahre, das weiß sie nicht. Sie nicht und auch ihre Tochter nicht. Sie brauchen es auch nicht zu erfahren.«

»Schon gut. Man hält sie also für einen Mann, der…?«

»Viel unterwegs ist, weil er von seiner Firma, die Spielzeuge herstellt, in alle Welt geschickt wird und sich dabei vor allen Dingen in Asiens Billiglohnländern herumtreibt.«

Ganz zufrieden war ich noch immer nicht. »Und Sie brauchen sich zuvor nicht anzumelden?«

»Das mache ich nie.«

»Okay, fahren wir.« Ich ging wieder zurück zu unserem Wagen, wo Suko wissen wollte, was wir zu bereden gehabt hatten. Ich erzählte es ihm, und er machte nicht eben einen glücklichen Eindruck.

»Gefällt dir das, John?«

»Nein.«

»Mir auch nicht.« Er startete, wie auch Doug Kinny angefahren war..

»Das gefällt mir ganz und gar nicht, aber man kann nichts daran ändern, denke ich.«

»Leider.«

»Mir kommt es so vor, als wollte man uns zunächst einmal von diesem Haus und auch dem Wald fernhalten. Es ist möglich, daß Douglas sein eigenes Süppchen kocht.«

»Meinst du damit, daß er uns nicht vertraut?«

Ich hob die Schultern. »Das ist ein Mann, der niemandem traut. Nicht mal sich selbst.«

Mein Freund verzog die Lippen. »Irgendwo hast du damit sogar recht. Aber ich will den Teufel nicht an die Wand malen. Da müssen wir durch.«

»Du sagst es.« Ich bewegte meinen Mund und zog auch die Wangen zusammen, so daß sich zwei Kuhlen bildeten. Noch immer hielt sich der bittersüße Geschmack in meinem Mund, von dem ich seit zwei Jahren nichts mehr gespürt hatte. Nun war er zurückgekehrt, als hätte er nur auf diesen Zeitpunkt gewartet.

Weit hatten wir nicht zu fahren. Der Weg führte in eine Linkskurve hinein und mündete in eine andere Straße, die aus östlicher Richtung heranführte, zahlreiche Schlaglöcher machten die Straße nur eingeschränkt befahrbar.

Es ging um die schreienden Bäume, und es ging um Greta Kinny. Sie hatte ich noch nicht gesehen. Die Bäume hatten wir erlebt, wenn auch nur kurz. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn wir uns durch den Wald und zu Fuß bis zu unserem Ziel durchgeschlagen hätten. Das wiederum hätte zuviel Zeit gekostet, und deshalb waren wir auf den Vorschlag des Mannes eingegangen.

Killarney war einer dieser irischen Bilderbuchorte, die in jeden Werbeprospekt gepaßt hätten. Eingebettet in eine sanfte Hügellandschaft lag das Dorf da. Besonders bei Sonnenschein konnte Killarney gefallen, mit seinen kleinen Häusern, von denen erst in der jüngsten Zeit einige renoviert worden waren.

Diese Welt war nach außen hin friedlich und idyllisch.

Wir fuhren an der Kirche vorbei, wo der Pfarrer stand und mit zwei älteren Frauen sprach. Hinter der Kirche, dicht an dem kleinen Friedhof, bogen wir in eine schmalere Straße ein, die leicht abschüssig war. Am Ende der Straße standen einige Häuser. Suko und ich gingen davon aus, daß die Dermonts hier irgendwo wohnten.

Richtig, denn Doug Kinny hielt seinen Wagen vor dem ersten der drei Häuser an, stieg aus und wartete, bis auch wir den Jeep verlassen hatten. Er deutete über die Mauer mit den wilden Rosen hinweg in den Vorgarten hinein, wo zwei Kirschbäume standen und Schatten spendeten. »Hier wohnen die Dermonts.«

Wir waren bereits gesehen worden, denn die grün gestrichene Haustür wurde von innen geöffnet. Es erschien eine etwa fünfzigjährige Frau, die ein blaues Jeanskleid trug und ihre rötlichen Haare hochgesteckt hatte.

»Das ist Neil Dermont, Ginettes Mutter.«

»Bitte«, sagte ich.

Doug Kinny hob die Schultern und ging vor. Er mußte noch ein kleines Tor aufschieben, das die Steinmauer unterbrach, dann knirschten unsere Schritte über hellen Kies. Hinter dem Haus bellte ein Hund. Er zeigte sich aber nicht.

Mrs. Dermont lächelte, als sie Doug erkannte. »Oh, auch mal wieder im Lande, Doug? Du hast sogar noch Besuch mitgebracht.«

»Ja, das sind zwei Freunde aus London.«

»So?« Neil Dermont dehnte das Wort. Sie mochte wohl keine Briten, aber durch unser Lächeln wurde auch sie zur Freundlichkeit bewegt, reichte uns die Hand, bat uns ins Haus, und als sie unsere Namen hörte, fragte sie mich: »Sinclair klingt schottisch.«

»Das ist es auch.«

»Wie schön.«

Sie führte uns in eine Wohnküche, wo wir Plätze angeboten bekamen, die wir nicht einnahmen, denn Doug Kinny fiel direkt mit der Tür ins Haus. »Es geht uns um Ginette, und es geht natürlich um meine Tochter. Da wir gerade hier in der Nähe waren, wollte ich mich erkundigen, um…«

»Da kommst du gerade richtig, Doug.«

»Wieso?«

»Ginette ist nicht bei Greta.«

Ich sah, wie Kinny blaß wurde. Die Augen verengten sich für einen Moment, und seine Hände bildeten plötzlich Fäuste. Aber er riß sich zusammen und fragte mit normal klingender Stimme: »Warum ist Ginette nicht bei ihr?«

Neil Dermont hob die Schultern. »Da kann ich dir auch keine genaue Antwort geben. Am besten ist, wenn du sie selbst fragst.«

»Sie ist hier?«

»Ja, draußen im Garten. Dort hängt sie ihre Wäsche auf. Soll ich sie holen?«

»Das wäre super.«

»Moment.« Neil Dermont verließ die Küche.

Wir waren allein. Suko und ich umstanden einen sehr nachdenklichen Doug Kinny, der zu Boden starrte und schwer durch die Nase atmete.

»Es ist nicht normal«, erklärte er. »Eigentlich hätte Ginette um diese Zeit bei meiner Tochter sein müssen. Daß sie hier bei ihrer Mutter ist, gefällt mir überhaupt nicht.«

»Haben Sie schon an Gründe gedacht?«

»Nein oder ja. Nur fällt mir nichts ein. Mein Gefühl sagt mir allerdings, daß da einiges nicht in Ordnung ist.« Er rieb seine Hände gegeneinander, als wollte er sie trocken bekommen. Sicherlich waren sie auch mit einem Schweißfilm bedeckt.

»Ginette wird uns schon eine vernünftige Erklärung geben«, meinte Suko.

»Davon bin ich nicht überzeugt.«

»Abwarten.«

Lange brauchten wir nicht zu warten, denn wir hörten die Stimmen zweier Frauen, die sich der Küche näherten. Zuerst betrat die Mutter den Raum, danach ihre Tochter, die Ähnlichkeit mit Neil aufwies. Sie war auch etwas füllig, hatte aber hellblondes Haar und dunkle Augen.

Sie trug eine dunkle Hose und einen dünnen Pullover. Ihr Lächeln wirkte irgendwie kokett.

Suko und ich hielten uns zurück, und so konnte sich Doug Kinny mit ihr unterhalten. »Es wundert mich, daß du nicht bei Greta bist und sie betreust.«

Ginette nickte heftig. »Ja, das wundert mich auch.«

»Wieso?«

»Sie wollte es nicht.«

»Bitte?«

Ginette nickte einige Male. »Ja, ob Sie es glauben oder nicht, Mr. Kinny. Sie wollte nicht, daß ich bei ihr blieb. Ich habe versucht, sie vom Gegenteil zu überzeugen, aber sie hat mich weggeschickt. Sie ist sogar, als ich nicht gehen wollte, ziemlich rabiat geworden, und dann bin ich gegangen. Ich wollte mich mit ihr ja nicht streiten.«

»Nannte sie einen Grund?«

Ginette überlegte, schaute für einen Moment ins Leere und meinte dann: »Sie hatte einen Grund, aber das ist keiner für mich gewesen, wenn Sie verstehen. Greta erklärte mir, daß sie sich nicht wohl fühlen würde, aber nicht krank war«, fügte sie rasch hinzu. »Es war etwas anderes. Sie fühlte sich innerlich unwohl. Sie war einfach zu aufgeregt, wenn Sie verstehen. Sie konnte keinen anderen Menschen um sich haben. Es war ihr nervöser Tag, was wohl am Wetter gelegen haben muß. Das zumindest hat sie mir so erklärt.«

»Das haben Sie ihr auch geglaubt?« fragte ich.

Wieder traf mich ein koketter Blick. »Was hätte ich denn tun sollen? Sie zwingen, mich in ihrem Haus zu behalten?«

»Nein, nein, das nicht, aber…«

Doug Kinny unterbrach mich, als er fragte: »Ist das schon häufiger zwischen euch beiden passiert?«

Ginette brauchte nicht lange zu überlegen. »Nein, Mr. Kinny. Es war eigentlich das erste Mal, und darüber war ich ja so verwundert. Ich habe mich nicht richtig durchsetzen können. Und ich konnte mich auch nicht in ihre Denke hineinversetzen.«

»Aber sie war allein?« fragte Suko.

»Klar.«

»Da sind Sie sicher?«

»Ich habe zumindest keine andere Person gesehen.«

Doug Kinny, der in den vergangenen Sekunden geschwiegen und zu Boden gestarrt hatte, wollte wissen, ob sich Greta irgendwie verändert hatte. Abgesehen von ihrem Verhalten natürlich.

»Nein, Mr. Kinny, das hat sie nicht. Wenn Sie an äußere Verletzungen denken, so sind diese wirklich nicht vorgekommen, muß ich Ihnen sagen. Zumindest habe ich keine entdecken können.«

Er nickte. »Das ist schon seltsam, und es gefällt mir überhaupt nicht.«

»Wieso?« fragte Neil Dermont. »Wie Sie das sagen, kann man ja direkt Furcht bekommen.«

»Das nicht unbedingt, aber es ist schon seltsam. So etwas habe ich bei meiner Tochter noch nie erlebt. Sie war immer froh, Ginette bei sich zu haben.«

»Wenn Sie sie sprechen, Mr. Kinny, fragen Sie Greta doch danach. Es ist so, wie ich sagte.«

»Das denke ich auch.« Kinnys Haltung straffte sich. Er schaute die beiden Frauen an. »Dann darf ich mich bei euch bedanken. Mal schauen, vielleicht reagiert sie bei uns ja anders.«

»Kann ich mir kaum vorstellen«, meinte Ginette, »aber Sie können es ja versuchen.«

Ich hatte noch eine Frage. »Von dem nahen Wald hat sie nicht gesprochen -oder?«

Ginette zuckte mit den Schultern. »Wie kommen Sie denn ausgerechnet auf ihn?«

»Er soll doch etwas Besonderes sein, hört man.«

Neil Dermont mischte sich ein. »Ach was, die Leute erzählen viel. Man tratscht, man redet, weil man Zeit hat. Das ist ein normaler Wald, auch wenn sich viele Geschichten darum ranken. Ich jedenfalls habe dort noch nichts festgestellt.«

»Aber Sie, Ginette«, sagte ich, weil ich sah, daß sie den Kopf gesenkt hatte.

»Eigentlich nicht.«

»War oder ist er Ihnen unheimlich?«

»Ein wenig schon«, gab sie zu, »denn er ist sehr dunkel. Man kann sich fast bei Tageslicht verlaufen. Ich betrete ihn nicht gern, aber hin und wieder muß ich Greta einen Gefallen tun. Dann schiebe ich sie hinein, und sie ist dann wie verändert. Ich weiß nicht, was sich da in ihrem Kopf festgesetzt hat, aber sie kommt sich dann vor wie eine zweite Person oder wie ihr zweites Ich, denn sie erzählt immer davon, daß sie von nun an Rosenrot ist.«

»Ja«, murmelte ich, fügte aber nichts mehr hinzu, um weiteren Fragen aus dem Weg zu gehen. Außerdem wollte Doug Kinny das Haus verlassen, um so schnell wie möglich zum Haus seiner Tochter zu gelangen. Er bedankte sich noch bei den Dermonts und eilte rasch ins Freie, wo Suko und ich ihn trafen.

Er stieg noch nicht ein, sondern lehnte sich gegen den Escort und schüttelte den Kopf. »Da stimmt was nicht«, flüsterte er. »Verdammt noch mal, da ist etwas schiefgegangen.« Er starrte Suko an. »Oder was meinen Sie dazu?«

»Wir sollten erst etwas dazu sagen, wenn wir dort sind.«

»Ja.« Er faßte Suko am Jackenärmel an. »Und wissen Sie was? Ich habe sogar Angst. Ich habe wirklich eine verfluchte Angst davor

bekommen, daß sich Greta in einer Gefahr befindet, aus der sie allein nicht mehr herausfindet.«

Durch unser Schweigen stimmten wir ihm zu. Zumindest nahm er es als Zustimmung auf. Ich jedoch - und Suko wahrscheinlich auch - dachte an andere Möglichkeiten. Vielleicht war sie nicht so harmlos, wie sie von ihrem Vater eingeschätzt wurde. Es konnte durchaus sein, daß sie sich auf die eine oder andere Weise arrangiert hatte und ihren Vater schwer enttäuschen würde.

Das mußten wir herausfinden. Sehr bald fuhren wir ab. Und der bittersüße Geschmack in meinem Mund blieb…

***

Der Killer betrat die Küche durch dieselbe Tür, wie er sie auch verlassen hatte. Er nickte der im Rollstuhl sitzenden jungen Frau zu und war voll des Lobes. »Das hast du gut gemacht, wirklich gut. Ich kann dir dazu nur gratulieren.«

Greta schwieg und senkte den Kopf. Sie empfand das Lob des Mannes als blanken Hohn, aber sie sagte nichts dazu Und hielt sich zurück. Es war für sie nicht einfach gewesen, Ginette wieder wegzuschicken. Die Freundin hatte nicht gehen wollen. Sie fühlte sich für Greta verantwortlich, und es hatte sie wirklich große Überredungskünste gekostet, Ginette wegzuschicken.

Natürlich war sie mißtrauisch geworden. Sie würde sicherlich auch mit ihrer Mutter darüber sprechen, aber gewisse Dinge ließen sich einfach nicht vermeiden. Nur wollte Greta kein Wort ihres Verdachts dem Killer gegenüber äußern.

Perry Cameron war vor der Gelähmten stehengeblieben. Er streckte seine Hand aus, die Finger berührten das Kinn, und er hob mit einer sachten Bewegung den Kopf der jungen Frau an, damit sie ihm in die Augen schauen konnte.

»Gut gemacht.« Er lächelte.

Greta sagte nichts. Ihr gefiel auch das Lächeln des Mannes nicht, denn sie sah es einfach als schmierig und auch hintergründig und falsch an.

Ihre Hände bewegten sich unruhig auf den seitlichen Stützen des Rollstuhls hinweg. Sie wollte ihn nicht anschauen, denn er machte auf sie den Eindruck eines Monsters, das sich nur verkleidet hatte. Sie war wieder mit ihm allein, und er konnte sein verfluchtes Spiel fortführen.

Wahrscheinlich würde er darüber nachdenken, wie er ihren Vater am besten in die Gewalt bekam, aber das konnte dauern, und so blieb ihr nichts anderes übrig als abzuwarten und darauf zu hoffen, keinen für sie folgenschweren Fehler zu begehen.

»Jetzt haben wir Zeit«, sagte Cameron und setzte sich auf einen Stuhl.

»Sicher.«

Er deutete auf das Fenster. »Es wird heiß hier im Haus, denke ich.«

»Im Sommer immer«, erklärte Greta tonlos.

»Kann ich mir denken, aber ich will dir auch ehrlich gestehen, daß ich Hitze nicht mag. Du wohnst sehr einsam, der Wald liegt in der Nähe, und ich habe ihn in keiner guten Erinnerung behalten. Wie wäre es denn, wenn wir beide uns den Wald einmal bei Tageslicht anschauen?«

Greta Kinny gab vorerst keine Antwort. Sie konnte sich kaum vorstellen, daß ihr diese Chance geboten wurde. Der Killer hatte es aber ernst gemeint, denn er wiederholte seinen Vorschlag, und Greta überkam der Eindruck, daß er an einer völligen Selbstüberschätzung litt, was ihr nur angenehm sein konnte.

»Warum gibst du mir keine Antwort?«

Sie schluckte. Was sollte sie auch sagen? Der Vorschlag hatte sie überrascht. Auf keinen Fall wollte sie davon sprechen, daß im Wald zahlreiche ihrer Freunde lebten. Daß sie mit ihnen besser zurechtkam als mit Menschen.

Greta wollte es natürlich, aber sie ließ sich Zeit damit. Ihre Finger umkrampften die beiden Lehnen. »Ich weiß nicht so recht. Ich kann ja nicht laufen.«

»Macht nichts. Ich bin kräftig genug, um dich schieben zu können. Und so dicht ist der Wald nun auch wieder nicht.«

»An vielen Stellen schon.«

»Dann suchen wir uns eben die anderen aus. Außerdem mag ich Wälder, muß ich dir ganz ehrlich sagen. Sie sind für mich so etwas wie ein immer fließender Quell der Inspiration und der Kreativität. Im Wald wird mir sicherlich einfallen, wie es zwischen uns beiden weitergehen soll. Denk immer daran, daß ich deinen Vater will.«

»Das habe ich nicht vergessen.«

»Wie schön. Dabei kommt es dann auf dich an, ob du überlebst oder nicht.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wir reden später darüber. Willst du nun - oder willst du nicht?«

»Habe ich eine Wahl?«

Cameron überlegte einen Moment und spitzte dabei die Lippen. »Eigentlich hast du keine. Außerdem kannst du froh darüber sein, mich in einer guten Stimmung erwischt zu haben, denn ich habe nicht vergessen, daß du mir das Leben gerettet hast. Aber manchmal bin ich komisch. Da möchte ich wieder an einen bestimmten Ort zurück. Wenn eben möglich, sollten wir zu den Steinen fahren. Geht das trotz des Rollstuhls?«

Greta hatte Mühe, den Triumph zu verbergen. »Ja, das wird wohl möglich sein. Sie müssen nur achtgeben.«

»Keine Sorge, das werde ich schon.« Er erhob sich von seinem Platz und trat nahe an Greta heran. Sie schaute hoch, er blickte nach unten und schüttelte dabei den Kopf.
»Was ist denn jetzt?« flüsterte sie. »Habe ich wieder etwas falsch gemacht?«
»Nein, das hast du nicht. Im Gegenteil, du machst alles richtig. Ich wundere mich nur darüber, was dieser verdammte Verräter für eine hübsche Tochter hat. Du bist schon ein Schuß. Nur schade, daß du im Rollstuhl sitzt.« Seine Augen verengten sich. »Aber in der Nacht kannst du plötzlich laufen, wie?«
»Ja«, gab sie zu.
»Und du kannst dich sicherlich auch normal bewegen. So bewegen, wie man es im Bett braucht.«
Greta wurde rot. Da brauchte sie sich nicht mal anzustrengen. Sie wollte nicht sprechen und nickte.
»Schön, dann freue ich mich schon auf die folgende Nacht, Süße. Sie wird bestimmt etwas Besonderes.«
Ja, das wird sie, dachte Greta, aber ihre Gedanken tendierten in eine andere Richtung, und sie hütete sich davor, durch den Gesichtsausdruck etwas davon zu verraten.
Der Killer zog sie vom Tisch weg. »Es gibt doch hier eine Hintertür, denke ich.«
»Wir nehmen die in der Küche.«
»Gut.« Er öffnete sie, dann fuhr er die Frau mit dem Rollstuhl heran. Es war alles für Greta umgebaut worden. Da gab es keine zu hohen Türschwellen, und hinter jeder Tür befand sich eine schiefe Ebene, über die die Räder des Stuhls rollen konnten, ohne gestoppt zu werden. Ein leichtes Schaukeln war nicht zu vermeiden, und so glitten sie hinein in das Gebiet, das zwischen der Hauswand und dem Wald lag. Einen Garten hatte niemand angelegt. Was dort wuchs, hatte sich aus der Natur heraus selbst entwickelt. Die violetten Glockenblumen ebenso wie die verschiedenen Gräser.
Perry Cameron hielt die mit Gummi bedeckten Griffe des Rollstuhls umklammert. Eine derartige Aufgabe hatte er in seinem Leben erst zwei-bis dreimal übernommen. Immer dann, wenn er verletzte Freunde im Krankenhaus besucht hatte. Er war also kein Profi, was den Umgang mit Rollstühlen anging.
Es gab nur einen Trampelpfad. Cameron und die Gelähmte umgab die reine Natur - und natürlich der herrliche Sonnenschein. Insekten tanzten durch die Luft. Bienen und Hummeln flogen von Blüte zu Blüte, um dort ihre Nahrung zu finden. Die beiden erlebten wirklich ein kleines Wunder, aber der Mann hatte dafür keinen Blick, im Gegensatz zu Greta. Für sie waren die Tiere Freunde. Manchmal kam es ihr sogar vor, als könnte sie sich mit ihnen unterhalten.

Sie wurde weitergeschoben. Das Ziel war der Waldrand, und darauf rollten sie zu.

Von einer gewissen Distanz aus betrachtet sah es so aus, als hätte das Sonnenlicht einen Bogen um den Wald geschlagen. Zwar verteilte es sich noch oberhalb der Kronen, dann war aber Schluß. Es schien dort gefiltert zu werden, als wollte ihm der Wald klarmachen, daß es eine Grenze gab.

Die Sonne schien gegen den Rücken der beiden so unterschiedlichen Menschen. Perry Cameron merkte, wie sich auf seiner Haut ein Schweißfilm legte. Irgendwo war er froh, bald in die Kühle des Waldes eintauchen zu können. Auf der anderen Seite spürte er in sich das leichte Gefühl der Furcht, denn in der letzten Nacht waren ungeheure Dinge geschehen, die er noch nicht verarbeitet hatte.

Heute würde er es schaffen. Heute war es hell. Da gab es nicht diese stockfinsteren Schatten, die alles Leben in sich aufsaugten.

Der Weg war beschwerlich für einen Menschen im Rollstuhl. Oft genug schaukelte das Gefährt. Es schwang dann, wenn die Räder über irgendwelche Erhebungen fuhren, von einer Seite zur anderen, und der Killer mußte aufpassen, daß der Stuhl im Gleichgewicht blieb und nicht kippte. Er wollte nicht, daß die Frau herausfiel.

Greta Kinny hielt sich tapfer. Sie klammerte sich hart an den Lehnen fest. Ihr Blick war nach vorn auf den grüngrauen Saum des Waldrandes gerichtet, und sie war froh, daß sich Cameron in ihrem Rücken befand, so konnte er das Lächeln auf ihrem Gesicht nicht sehen. Sie freute sich darauf, in den Wald zu gelangen, denn das war ihre zweite Welt, die ihr die Kraft gab, um die Tage als gelähmte Person überstehen zu können.

Das grelle Licht schwächte sich ab. Erste Schatten fielen über die beiden.

Der Boden war feuchter geworden. Perry Cameron bewegte seinen Kopf. Er suchte nach der günstigsten Lücke, durch die er den Rollstuhl in den Wald schieben konnte.

Noch sah er nichts, und er wollte schon Greta fragen, als sie ihn von allein ansprach. »Sie müssen sich mehr nach links halten. Dort können wir hinein.«

»Gut, danke. Du kennst dich ja aus.« Er drehte den Stuhl etwas und schob ihn weiter, was nicht so einfach war, denn der Boden wollte sich an den Reifen festsaugen, so weich war er geworden.

Es wehte kaum Wind. Beinahe traurig und still hingen die Blätter an den Ästen. Wenn sie vom Licht der Sonne erwischt wurden, blinkten sie manchmal auf wie goldene Taler. Greta wurde wieder an ihre Märchen erinnert, aber der Killer dachte nicht daran. Bevor er den Stuhl in den Wald schob, stoppte er kurz und drehte sich um.

Er wollte das Haus sehen.

Dort bewegte sich nichts Fremdes. Nichts wies darauf hin, daß Greta Besuch bekommen hatte, und Cameron war zufrieden.

Greta gefiel der Stopp nicht. »Haben Sie es sich überlegt?« fragte sie.

»Was denn?«

»Wollen Sie nicht mehr…?«

»Doch, Süße, ich will noch. Ich habe nur zurückgeschaut. In meinem Job muß man an alles denken.«

»Ah ja…«

Es dauerte nicht mehr lange, da griff er wieder zu und schob den Rollstuhl in den Wald hinein. Er hörte nicht, wie Greta aufatmete, denn nun befand sie sichln ihrer Welt. Von jetzt an umgab sie die Dekoration ihres zweiten Lebens.

Es gab keinen Pfad, über den sie fuhren, nachdem sie die Grenze des weichen Unterholzes hinter sich gelassen hatten, aber der Platz zwischen den Bäumen war breit genug, um den Rollstuhl hindurchschieben zu können. Auch wenn der Killer oft genug nach rechts oder links ausweichen mußte, aber sie kamen voran.

Zurück blieb das grelle Sonnenlicht, und die grünlichen Schatten nahmen zu.

Es war eine völlig andere Welt. Perry Cameron staunte darüber, wie hoch die alten Bäume gewachsen waren. Niemand hatte ihre Ausdehnung gestört und eingegriffen. Sie hatten sich zusammengeschlossen wie die Mitglieder einer Familie, und oft genug waren ihre Kronen miteinander verhakt, so daß sie hoch über den Köpfen der beiden ein Dach bildeten, durch dessen Lücken das Sonnenlicht nur spärlich floß.

Perry Cameron gefiel der Wald nicht. Zwar war er nicht unbedingt ein Kenner der Natur, er hatte sich nur selten in Wäldern aufgehalten, aber so sahen die meisten nicht aus.

Verfilzt, verwachsen. Nur wenige Lücken. Der weiche Boden. Die dicken Stämme, das dichte Laub, wobei es kaum Nadelbäume gab.

Er dachte an die Erlebnisse in der vergangenen Nacht und suchte nach einem Vergleich zum heutigen Besuch. Nein, da ließ sich nichts vergleichen. Der erste und der zweite Besuch waren zwei verschiedene Paar Schuhe. Heute war alles ganz anders.

Bis auf einige Kleinigkeiten.

Ihn störte schon etwas der Geruch. Er nahm ihn auf wie einen stinkenden Nebel, der sich aus alten, verfaulten Pflanzenresten zusammensetzte, in den dieser bittere und zugleich süßliche Geruch hineinschwebte. Er ließ sich einfach nicht wegdiskutieren. Er blieb und wurde von Cameron ständig eingeatmet.

Man hatte den Wald wachsen und sich entwickeln lassen. Es war eben zu einer Veränderung gekommen. Man konnte ihn nicht mit den Wäldern vergleichen, die zur Holzgewinnung dienten.

Greta ließ sich fahren. Sie wunderte sich nicht einmal über die Schweigsamkeit ihres unerwünschten Begleiters. Es lag einfach an dieser Atmosphäre, die sie so innig liebte, die von anderen Menschen - Fremden jedoch anders aufgenommen wurde.

Sie schaute sich um, bewegte die Augen und wußte genau, daß die anderen Kräfte nicht gestorben waren. Sie hatten sich nur zurückgezogen, denn sie waren auf eine gewisse Art und Weise Geschöpfe der Nacht. Aber sie hatten Geduld, lauerten und würden auch im richtigen Moment zuschlagen.

Sogar eine Trauerweide hatte ihren Platz neben einem Tümpel mit dunkler Oberfläche gefunden. Ihre stark beblätterten und vermoosten Zweige schwebten dicht über der Wasseroberfläche.

Insekten umtanzten die schmalen Zweige oder huschten über das Wasser hinweg. Frösche lauerten ihnen auf und schnappten oft gierig nach der Beute.

»Das Wasser habe ich in der Nacht nicht gesehen«, sagte Cameron. Für seinen Geschmack hatte er endlos lange geschwiegen.

»Wir sind an ihm vorbeigekommen. Allerdings auf dem Rückweg zu meinem Haus«, erklärte Greta.

»Da habe ich nicht viel gesehen.«

»Es war eben zu dunkel.«

»Nein!« widersprach er heftig. »Gut, ich gebe zu, daß es dunkel gewesen ist. Aber es war auch anders. Da steckte dieser verdammte Wald voller Leben. Da war er grausam. Da ist was rausgekommen, was sich versteckt gehalten hat. Da konnte ich nicht die Hand vor Augen sehen. Da hat es keinen normalen Boden mehr gegeben, sondern einen aus Würmern hergestellten Teppich. Verstehst du das?«

»Schon, aber…«

»Okay, ich will das Rätsel lösen. Und ich will sehen, wie du deinen verdammen Rollstuhl verläßt und so normal gehen kannst wie ich. Ist das klar?«

»Ja - schon. Aber willst du hier im Wald bleiben, bis es dunkel wird?«

»Nein, das habe ich nicht vor.«

»Dann wirst du mich nicht anders erleben können. Denn erst bei Dunkelheit bekomme ich die Kraft, die nötig ist, um mich wieder normal zu bewegen.«

»Und mich wird der Wald fressen, wie?« Cameron war wütend geworden und stieß den Rollstuhl ruckartig vor.

Greta klammerte sich noch stärker fest. Für einen Moment hatte sie Angst davor gehabt, doch noch zu fallen, aber sie kippte nicht.

»Er frißt niemanden, der ihm wohl gesonnen ist.«

»Das bin ich nicht, wie?«

»Ich weiß es nicht.«

Der Killer lachte bitterböse auf und schob den Stuhl weiter. Er kannte

sich nicht aus. In diesem grünen Licht sah alles fast genauso gleich aus wie in der Dunkelheit, und er wollte endlich dorthin gelangen, wo er zusammengebrochen war.

»Wo sind die Steine?« fragte er.

»Was meinst du?«

»Gib Antwort, sonst fahre ich wieder zurück.«

»Es sind keine Steine«, sagte die Gelähmte.

»Ha, ha, was sind sie dann?«

»Grabsteine.«

»Bitte - wie?«

»Ja, es sind die Grabsteine, denn unter ihnen liegen die wahren Kräfte verborgen.«

»Wie toll. Wer ist das?«

»Die alten Götter.«

Perry Cameron schwieg. Er mochte sich mit diesem Thema nicht auseinandersetzen, fügte sich jedoch, als ihm Greta den Richtungswandel angab und er den Rollstuhl nach links drängte.

Die Luft war dicker und feuchter geworden. In den Kronen der alten Bäume bildeten Moos und Blätter dunkelgrüne, nach unten hängende Fahnen. In einem Urwald konnte es kaum schlimmer aussehen als hier.

In der feuchten Schwüle schwitzte der Killer. Insekten flogen heran, als wären sie vom Schweiß angezogen worden. Sie umsummten ihn, sein nasses Gesicht, die verklebten Haare, und er war dabei, seinen Vorsatz zu bereuen. Dieser Wald war sein Feind. Er spürte es mit jedem Schritt deutlicher. Wie eine Warnung löste sich eine Schweißperle aus seinem Nacken, um in einer langen, kalten Bahn an seinem Rücken nach unten zu rinnen.

»Wie weit ist es noch?« fragte er.

»Nicht mehr weit.«

»Das ist keine Antwort.«

Greta Kinny deutete nach vorn. Sie hielt die Hand ausgestreckt, und der Arm schaukelte im Rhythmus der Rollstuhlbewegungen mit. »Dort vorn beginnt eine kleine Lichtung. Dort befinden sich die Gräber.«

»Gräber ist gut.«

»Man nennt sie so.«

»Denkst du denn, daß ich diesen Quatsch glaube?«

»Das mußt du nicht.«

»Aber…«

»Nichts aber.«

Der Killer knirschte mit den Zähnen. Der Eindruck, nicht mehr die Oberhand zu haben, verdichtete sich immer mehr. Im Haus war er es gewesen, der den Ton angegeben hatte, aber seit dem Betreten des Waldes kam er sich wie auf der Verliererstraße vor.

Er drehte den Kopf, während er den Rollstuhl weiterschob. Vom Rand des Waldes und vom Haus der Frau war nichts mehr zu sehen. Nicht mal ein heller Streifen.

Wieder fühlte er sich Wie ein Gefangener. Die alten Bäume waren seine Wächter, die dafür Sorge trugen, daß er dieses Gebiet aus eigener Kraft nicht verlassen konnte. Sie umstanden ihn, aber er sah in ihnen keine Gesichter mehr. Keine hölzernen und toten Augen. Keine Arme, die lianenhaft nach ihm griffen; sie waren wieder normal, nur bedeckt von dieser grünen Schicht.

»Da sind sie!«

Gretas Stimme hatte den Gedankengang des Killers unterbrochen. Er schaute nach vorn, und plötzlich schlug sein Herz schneller, weil ihn wieder die schreckliche Erinnerung überkam.

Die beiden grauen und teilweise mit grünem Schleim überwachsenen Steine rührten an seiner Erinnerung dieser furchtbaren Nacht. Nur mit viel Glück hatte er sie lebend überstanden, und er mußte zugeben, daß die Steine tatsächlich aussahen wie die, die man auf Gräber stellte, um die Toten zu ehren.

Wer sollte hier geehrt werden?

Die alten Götter?

Der Killer war Realist. Er konnte sich so etwas überhaupt nicht vorstellen, aber die junge Frau vor ihm dachte anders darüber. Er schob sie auf die Steine zu.

Der Boden war mit einer dichten Humusschicht bedeckt. Sie hatte der Killer in der vergangenen Nacht als Würmer empfunden. Irgendwelche Baumwurzeln sah er nicht. Er spürte sie, wenn er drüberfuhr. Die Gelähmte wurde dann regelrecht durchgeschüttelt.

Er stoppte den Rollstuhl vor den Steinen und stand so, daß er beide anschauen konnte. Dann trat er neben Greta, die ihren Kopf drehte und ihn leicht anhob.

Der Killer wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Er ärgerte sich darüber, daß Greta locker wirkte und kaum schwitzte. Sie war regelrecht aufgeblüht.

»Du sagst nichts?«

»Ich genieße es.«

Cameron steckte sein Tuch wieder weg. »Das kann ich mir vorstellen, aber ich frage mich, wie man eine derartige Umgebung überhaupt noch genießen kann.«

»Warum sollte ich es nicht?« Ich liebe diesen Wald, denn ich gehöre dazu.

»Auch zu den Göttern?«

»Ja!« erwiderte sie voller Inbrunst. »Auch zu den Göttern, ob du es glaubst oder nicht.«

»Du bist doch ein Mensch.«

»Richtig. Nur haben sie meine Liebe zu ihnen gespürt, wenn du es begreifst.«

»Nein, unmöglich. Das begreife ich nicht. Das ist für mich ein gewaltiges Rätsel. Oder müssen die Götter verrückt sein?« zitierte er einen Filmtitel.

»Sie leben hier.«

»Und wo?«

»In der Erde.«

»Dann sind sie tot.«

Greta lächelte. »Nicht ganz, Perry. Sie sind nicht ganz tot. Sie warten, sie lauern, und sie wissen genau, wann und wo ihre Zeit gekommen ist.«

»Sehr schön«, sagte er und nickte. »Ich werde mich trotzdem einmal umschauen.«

»Ja, tu das.«

Greta hatte bei dieser Antwort gelächelt, was dem Killer gar nicht gefiel.

Ihn störte die Sicherheit der Gelähmten, aber er ließ sich von seiner Tour nicht abbringen. Cameron zog den Revolver hervor und fing damit an, seine Runde zu drehen.

Greta Kinny blieb allein zurück.

Und darüber war sie mehr als froh…

***

Kaum hatte ihr Cameron den Rücken zugedreht, da atmete sie tief durch, als wollte sie die feuchte Luft trinken, von der sie umgeben wurde.

Sie tat ihr gut. Sie war Balsam, und sie war zugleich so etwas wie das letzte Tüpfelchen auf dem I, das ihr noch gefehlt hatte.

Wenn sich jemals ein Mensch überschätzt hatte, dann war es Perry Cameron. Sie in den Wald zu führen - Himmel, einen größeren Gefallen hätte er ihr nicht erweisen können. Hier befand sie sich nicht nur bei Freunden, sondern auch unter Helfern, und die, das wußte Greta genau, würden sie nicht im Stich lassen.

Sie genoß die Stille, denn von Cameron war nichts mehr zu hören. Der Geschmack in ihrem Mund war noch intensiver geworden und auch bitterer. Er erinnerte an Gras und Rinde und an die Säfte, die Äste, Blätter und Zweige durchströmten.

Greta befand sich im Wald. Der Wald war sie. Und der Wald war zugleich ein Erbe der alten Götter, die damals, in grauer Vorzeit, von den Kelten angebetet worden waren.

Ihr Blick blieb auf den beiden Grabsteinen haften. Bisher war ihr Gesicht sehr ernst gewesen, aber dieser Ausdruck wechselte in dem Moment, als Greta das Rieseln spürte, das zuerst ihre Beine und später

auch ihre Hände sowie die Arme erfaßte.

»Jetzt bin ich Rosenrot«, flüsterte sie sich selbst zu. »Greta ist vergessen. Es gibt sie nicht mehr. Nur noch Rosenrot. Ich bin die Gestalt aus dem Märchen, und der Wald gehört mir ebenso wie den Göttern.«

Sie genoß das neue Leben, das sich immer weiter in ihrem gelähmten Körper ausbreitete, und sie wußte auch, was in wenigen Sekunden geschehen würde. Nein, der Killer brauchte nicht bis zur Nacht zu warten, um sie laufen zu sehen. Das würde gleich geschehen und er würde staunen.

Sie bewegte ihr Füße. Es klappte.

Dann hob sie das linke Bein an. Alles klar.

Mit dem rechten ebenfalls.

Rosenrot nickte sich selbst zu, als hätte sie einen großen Erfolg errungen. Bisher hatte sie ihre Bewegungen nur als einen Test angesehen. Die Wahrheit würde sich in Kürze zeigen.

Noch einmal umklammerte sie die Lehnen des Rollstuhls mit aller Härte, dann stemmte sie sich hoch - und lachte glucksend auf, als sie es schaffte.

Sie machte einen Schritt über das Fußbrett hinweg und stand vor ihrem Rollstuhl. Am liebsten hätte sie ihm für immer einen Tritt gegeben, aber das war noch zu früh.

Jedenfalls stehe ich, dachte sie, und falle auch nicht um. Rosenrot lächelte. Sie schaute zu Boden, entdeckte kein Hindernis und ging einfach los.

Sie lief wie ein normaler Mensch. Sie brauchte keine Übungsschritte, sondern konnte gehen wie jemand, der sich nach wenigen Minuten von einem Stuhl erhoben hatte.

Durch die Lücke zwischen den beiden Grabsteinen schritt sie her. Dabei spürte sie schon das Brodeln in der Tiefe des Erdreichs.

Ja, sie waren da.

Sie warteten auf ihre Freundin.

Perry Cameron würde sich wundern…

***

Der Killer konnte sich nicht daran erinnern, sich je so unwohl in seiner Haut gefühlt zu haben wie in diesem verfluchten Wald, mit dem er nicht zurechtkam. Der Eindruck, sein Gefangener zu ein, verdichtete sich immer mehr, und er sah auch keine Chance, den Wald aus eigener Kraft zuverlassen.

Gut, er hätte den Weg zurücklaufen können, die Richtung war schon klar, aber er dachte wieder an die letzte Nacht, wo ihn der Wald gequält, malträtiert und gefoltert hatte und er ihm nur mit allergrößter Mühe und durch Gretas Hilfe entkommen war.

Nur zählte er sie nicht zu seinen Freunden. Sie stand auf der anderen Seite, ihre Loyalität war eigentlich nur Schein. Jetzt mußte er sich die Frage stellen, weshalb er überhaupt mit ihr in diesem verdammten Wald hineingefahren war. Es ergab für ihn keinen Sinn. Es wäre viel besser gewesen, im Haus zu bleiben oder die Drohung wahrzumachen und sie einfach zu erschießen.

Statt dessen war er losgefahren.

Und jetzt kam er sich ebenfalls überflüssig vor. Er irrte durch ein Gebiet, das er von der Nacht her kannte. Ob Tag oder Nacht, es hatte sich nicht viel verändert. Abgesehen von der tiefen Dunkelheit. Sie hatte einem dunklen, grünlichen Dämmerlicht weichen müssen. Wo es das Licht der Sonne schaffte, ein wenig tiefer durch die dichten Kronen zu dringen, sah der Wald so aus, als wären winzige Lampen angezündet worden, die ebenfalls einen grünlichen Schimmer bekommen hatten.

Diese Umgebung konnte keinem Menschen gefallen - und ihm noch weniger.

Sehr oft schaute er zu Boden. An manchen Stellen zeigte er Dellen, die richtig feucht schimmerten, als wären sie vom Riesenfuß eines Monstrums hinterlassen worden.

Nein, diese Umgebung war nichts für ihn. Und der Gedanke an die alten Götter trug auch nicht dazu bei, seine Stimmung zu heben. Grüne Fäden wehten durch die Luft. Dünn wie Spinnweben streiften sie sein Gesicht und ließen ihn schaudern.

Er schaute sich um. So wie er reagierte ein Gehetzter, der überall seine Feinde wußte, sie aber nicht sah. Den Revolver hielt er in der schweißfeuchten rechten Hand. Immer wieder stellte er sich die Frage, weshalb er sich gerade dies antat.

Cameron wußte es nicht.

Es mußte an seinem Trieb liegen, immer alles perfekt machen zu wollen und auch über alles informiert zu sein. Dieser Wald hatte ihn geärgert. Er hatte es tatsächlich geschafft, ihm seine Stärke zu zeigen, und genau das gefiel ihm nicht. Cameron wollte nicht, daß jemand stärker war als er. Es gehörte eben zu einem übersteigerten Selbstbewußtsein, das wohl jeder Killer hatte.

Es gab in seiner Umgebung kein Ziel, auf das er die Waffe hätte richten können. Die Monstren der vergangenen Nacht waren längst verschwunden. Abgetaucht, falls es sie überhaupt gegeben hatte und sie keine Einbildung gewesen waren.

Er hörte jeden Schritt.

Dann drang das Echo als dumpfes Klopfen an seine Ohren. Er hatte auch den Eindruck, als würde das Erdreich leicht vibrieren, wenn es den Druck bekam.

»Scheiße, ich mache mich selbst verrückt!« flüsterte er und atmete

wieder die scharfe Luft ein. Sie klebte an und in ihm.

Gesehen hatte er nichts. Sein kleiner Ausflug weg von den beiden Grabsteinen hatte ihm nichts gebracht. Deshalb wollte er auch wieder zurückgehen und sich vor allen Dingen um Greta Kinny kümmern. Nur sie wußte über diesen Wald Bescheid, denn er war das, was sie liebte.

Unter dem Druck der Waffe würde sie ihm alles erzählen, und das nahm er sich als nächstes Ziel vor.

Er war nur eine Runde gegangen. Nicht mal eine große. Aber die schon sehr nahe zusammenstehenden Bäume hatten ihm den Blick ständig auf das Ziel verwehrt. Einen besonderen Baum hatte er sich als Fixpunkt eingeprägt. Es konnte eine Eiche sein. Sie hatte einen mächtigen Stamm, dessen Rinde eine dunkelbraune, beinahe schon schwarze Farbe zeigte und ihn wieder an die schaurigen Gesichter und Fratzen aus der letzten Nacht erinnerten.

Heute blieb der Baum normal. Er zeigte sein zweites Gesicht nicht, und das beruhigte den Killer.

Er passierte auch den Stamm.

Der andere Geruch nahm an Stärke noch mehr zu. Cameron fand ihn beinahe betäubend. Schon wütend stieß er die Luft aus, denn einatmen wollte er diesen Waldgestank nicht.

Das war nicht nur Natur. Da mischte sich noch etwas anderes dazwischen. Ihm kam der Gedanke an Blut. Altes Blut. Das Blut der alten Götter. Er lachte. Jetzt rede ich schon den gleichen Unsinn wie Greta, dachte er. Egal, sie wird mir Auskunft geben müssen.

Er ließ den Stamm hinter sich.

Der Blick war frei.

Auch der auf den Rollstuhl und nicht nur der auf die beiden Grabsteine.

Perry Cameron stand auf dem Fleck und fühlte sich selbst so starr wie ein Baumstamm. Er wollte nicht fassen, was er trotzdem sah und was nicht wegzuleugnen war.

Der Rollstuhl war leer.

Keine Spur von Greta Kinny!

Und der Killer bekam Angst…

***

Beide Fahrzeuge standen jetzt vor dem Haus, in dem Douglas Kinny seine Tochter untergebracht hatte. Suko und ich schauten an der hellen und dennoch stark gebleichten Fassade hoch, um uns einen ersten Eindruck von diesem Haus zu verschaffen.

Es war zwar nicht so stabil gebaut wie ein Blockhaus, aber leben konnte man schon darin.

Die Sonne hüllte es ein, und ihre Strahlen verloren sich auf den Fensterscheiben, deren Glas so sauber geputzt war, daß es wie

Spiegelstücke glänzte.
Einen Vorgarten gab es nicht. Wer hätte ihn auch pflegen sollen?
Deshalb war auch kein Zaun vorhanden, der das Grundstück abtrennte oder umschloß.
Wir standen nebeneinander. Für Suko und mich war dieser Besuch neu, nicht aber für Douglas Kinny. Schließlich hatte er dieses Haus seiner Tochter besorgt. Aber zufrieden schien er nicht zu sein, denn der Blick, mit dem er es betrachtete, war mehr als skeptisch. Irgend etwas schien ihm nicht zu gefallen. Möglicherweise war es die Ruhe, in die das Gebäude eingebettet lag.
»Sie ist nicht da«, sagte er plötzlich.
Er hatte uns mit dieser Bemerkung überrascht. »Wie kommen Sie darauf?« fragte Suko.
»Ich spüre es einfach.«
»Das ist alles?«
»Ja.«
Ich hielt mich aus dem Gespräch heraus. Zustimmen wollte ich Kinny nicht unbedingt, aber ich konnte ihn schon verstehen.
»Wäre es nicht besser, hineinzugehen und uns umzuschauen?« fragte Suko.
»Natürlich, Inspektor, das werden wir auch tun. Ich wollte nur darauf hinweisen, was mir mein Gefühl sägt.«
»Sie haben einen Schlüssel?«
»Klar. Nur läßt meine Tochter die Türen meist offen. Zumindest am Tage.«
Es war still um uns herum. Trotz des Sonnenlichts gefiel mir die Atmosphäre nicht. Sie kam mir irgendwie falsch vor, auch sehr verfremdet, als würde weit hinter dem Licht der Sonne etwas lauern, das viel, viel stärker war.
Der Schatten. Das Unheil - und ich konnte es schmecken. Diese Erinnerung wollte einfach nicht weichen.
Die Tür sah nicht sonderlich stabil aus. Doug Kinny war vorgegangen. Er hatte viel von seiner Energie verloren, denn er ging gebeugt und wirkte um zehn Jahre älter.
Er drückte die Klinke nach unten und konnte einen Moment später die Haustür aufstoßen.
Nach ihm betraten wir den Flur, der sich zu einer kleinen Diele geweitet hatte. Ich war der letzte, schloß die Tür wieder und hörte den Ruf des Mannes nach seiner Tochter.
»Greta! Greta! Bist du hier?«
Der Ruf verhallte. Wir erhielten keine Antwort. So schnell wollte Kinny nicht aufgeben. In ihn kam plötzlich Bewegung. Er tauchte in einem Flur unter, und wir hörten, wie er Türen aufriß, in die dahinterliegenden Zimmer schaute, immer wieder einen enttäuschten

Ruf ausstieß, während wir an der Treppe standen und nach oben schauten. Auch sie war aus Holz, weiß lackiert, und das Licht der Sonne spiegelte sich ebenfalls auf den hellen Stufen.

Kinny kehrte zurück. Rot im Gesicht. Er blieb vor uns stehen und hatte die Hände zu Fäusten geballt. »Mein Gefühl hat mich nicht getrogen. Greta ist nicht mehr hier.«

»Dann ist sie im Rollstuhl verschwunden?« fragte Suko.

»Ja.«

»Kann sie das denn?«

Kinny nickte. »Das Haus ist so angelegt worden, daß es ihr keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Es ist möglich, daß sie es allein verläßt.«

»Aber das muß nicht sein«, sagte Suko.

»Stimmt. Und es ist auch nicht so gewesen. Jemand muß sie aus dem Haus geschoben haben, und dieser Jemand ist ein fremder Mann gewesen«, erklärte er mit kratziger Stimme.

Die Frage, die ich ihm stellte, paßte zu einem Polizisten. »Woher wissen Sie das so genau?«

Er schnaubte. »Weil ich auch im Bad nachgeschaut habe. Dort lagen fremde Kleidungsstücke über dem Wannenrand. Sie gehörten einem Mann, verstehen Sie?«

Das brauchte er nicht extra zu betonen. Er senkte den Kopf und hob die Schultern. Kinny war ausgelaugt, deprimiert, und so klangen auch seine nächsten Worte. »Man hat Greta geholt. Man hat sie entführt. Die andere Seite hat sie gefunden, und was das bedeutet, muß ich wohl nicht erst aussprechen. Für mich ist es das Schlimmste überhaupt.«

»Denken Sie an den Tod?«

»Auch«, gab er rauh zurück. »Wenn es um ihre Interessen und Ziele geht, kennt die IRA keine Gnade, das weiß ich. Denken Sie daran, daß noch vor wenigen Tagen in Manchester eine Bombe hochging und mehr als zweihundert Menschen verletzt worden sind. Der Krieg hat wieder begonnen, und er hat auch mich oder uns getroffen.«

Wir konnten ihm leider nicht widersprechen, aber wir waren nicht persönlich betroffen wie Doug Kinny. So schlug ich vor, nach irgendwelchen Hinweisen oder Spuren zu suchen.

Kinny mußte lachen. »Wo denn und wie denn?«

»Nicht nur im Haus, sondern auch draußen. Es gibt da eine Vorder- und eine Rückseite.«

»Haben wir denn da etwas gesehen?«

»Nicht vorn.« Ich blieb hart. »Ich könnte mir aber vorstellen, daß man Ihre Tochter, sollte sie tatsächlich entführt worden sein, an der Rückseite des Hauses nach draußen geschafft hat.«

Kinny überlegte, nickte und murmelte: »Und genau dort beginnt der Wald.«

»Eben.«

»Außerdem dürfen wir die klagenden Bäume nicht vergessen«, warf Suko ein. »Ihretwegen sind wir eigentlieh hergekommen. Daß unsdie Spur zu Ihrer Tochter geführt hat, hätte zuvor niemand ahnen können. Das war eben Schicksal.«

Doug Kinny hatte kaum zugehört. Seine Überlegungen beschäftigten sich einzig und allein mit dem Wald. Er sprach auch aus, worüber er nachdachte. »Greta ist immer eine Freundin des Waldes gewesen. Sie hat sich sehr gewünscht, daß dieses Haus nicht weit vom Wald entfernt gebaut wird. Ich habe lange gezögert, schließlich aber nachgegeben«, berichtete er mit leiser Stimme. »Das Leben hat sie genug bestraft. Da mußte ich ihr einfach eine Freude machen.«

»Dann wird sie die Geheimnisse des Waldes kennen«, nahm Suko den Faden wieder auf.

»Ich denke schon.«

»Das ist gut.«

»Wieso?«

Mein Freund lächelte. »Es ist nur die reine Spekulation, aber wir könnten uns doch vorstellen, daß Greta mit den Freunden und auch den Kräften des Waldes gut zurechtkommt und sie auch für sich und gegen einen Feind einzusetzen weiß.«

Doug Kinny war so perplex, daß er zunächst einmal nichts sagen konnte.

»Wenn das stimmt, würde es bedeuten, daß wir Greta und möglicherweise auch ihren Entführer im Wald finden.«

»Alles ist drin.«

»Deshalb sollten wir auch jetzt nach Spuren suchen«, sagte ich. »Die Zeit vergeht sonst zu unseren Ungunsten.«

»Das stimmt.« Kinny nickte. Er hatte wieder neuen Mut bekommen und zeigte sich einigermaßen erholt. »Ich gehe dann vor.«

Wir folgten ihm in eine geräumige Küche. Die zweite Tür, mit einem Fliegengitter besetzt, führte nach draußen. Und dort war auch die schiefe Ebene zu sehen, über die jemand bequem mit einem Rollstuhl fahren konnte.

Reifenspuren waren darauf zu erkennen, aber ob sie frisch oder schon älter waren, konnte man nicht erkennen.

Zum erstenmal schauten Suko und ich aus einer anderen Perspektive gegen den dunklen Saum des Waldes. Er sah im Sonnenlicht flaschengrün und leicht gläsern aus, als hätte sich die Helligkeit über ihm nur in den Kronen verteilt.

Ein vom Ansehen her normaler Wald. Das wollte ich nicht unterschreiben. Ob sich der Geschmack in meinem Mund verstärkt hatte oder ich mir dies nur einbildete, wußte ich auch nicht genau, aber der Wald war schon interessant. Auch Suko blickte hin. Es war ja

nicht weit zu laufen, in zwei, drei Minuten hatten wir ihn erreicht.

Doug Kinny kümmerte sich nicht um uns. Auf der trockenen Erde suchte er nach frischen Abdrücken der Rollstuhlreifen - und gab plötzlich einen Laut von sich, der sich kaum noch menschlich anhörte, als er etwas entdeckt hatte.

Zugleich drehten wir uns um.

Kinny atmete schwer, während der ausgestreckte Zeigefinger seiner rechten Hand immer wieder auf eine bestimmte Stelle am Boden wies, die er uns unbedingt zeigen wollte. »Da sind sie«, sagte er, »die sind sogar frisch. Hierher hat man meine Tochter geschoben, das ist genau zu sehen.«

Auch wir schauten nach.

»Ja«, flüsterte Suko. »So sehen sie aus.«

Kinny hörte ihn nicht. Er war schon einige Schritte weiter nach vorn gelaufen, wo er die Spuren noch verfolgen konnte. Er sah sie auch im Gras.

»Sie führen weiter!« sagte er hechelnd. »Und sie führen auf den Wald zu. Das ist es doch!« Er sprang beinahe in die Höhe und wollte von uns einen Kommentar hören. Zumindest entnahmen wir das einem auffordernden, wilden Blick. »Sie ist im Wald!« flüsterte er. »Wer immer sie dorthin geschafft hat, er kann einen Fehler begangen haben, denn Greta kennt sich aus. Die Bäume und Pflanzen dort sind ihre Freunde, das hat sie oft betont, aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie im Rollstuhl sitzt.«

Suko war bei Kinny und zerrte ihn herum. »Kommen Sie, jetzt hilft kein Reden mehr.«

Die beiden gingen vor. Ich setzte mich auch in Bewegung, aber wir drei wurden plötzlich gestoppt.

Nicht weil wir gegen irgendein Hindernis gelaufen waren, obgleich es uns so vorkam. Der plötzliche Halt hatte einen anderen Grund.

Es waren Schüsse gefallen.

Nicht in unserer Nähe.

Im Wald!

***

Auch noch eine Weile später kam sich Perry Cameron vor, als wäre er mit dem Kopf mehrmals gegen die Wand gelaufen. Er konnte es einfach nicht fassen, daß seine Geisel ihren Rollstuhl verlassen hatte. Sie war doch gelähmt gewesen, davon hatte er sich überzeugen können.

Nicht am Tag, nur in der Nacht.

Das jedenfalls hatte sie ihm gesagt. Aber er wußte auch, daß sie ihn ebensogut angelogen haben konnte. Dieses Weibsstück war raffinierter als tausend Schlangen, und es schien verdammt viel von seinem Vater

gelernt zu haben.

Er stand einfach nur da und schwitzte.

Diesmal war es kein normaler Schweiß, der durch eine zu starke Wärme aus den Poren drang. Nein, hier erlebte er einen anderen, den kalten Angstschweiß, der auf seinem Körper klebte, und das, obwohl er nicht unmittelbar bedroht wurde.

Seinen schallgedämpften Revolver hielt er noch fest. Er schaute auf die Waffe und dachte daran, daß ein Schalldämpfer nicht unbedingt gut war, wenn er auf eine größere Entfernung sein Ziel anvisierte. Da war es besser, wenn man sich von ihm trennte. Also schraubte er ihn ab und behielt die Umgebung dabei im Auge.

Sie war ruhig. Es gab keine Veränderung. Der Rollstuhl kam ihm vor wie ein Fremdkörper, der nicht in diese Region hineingehörte. Er lauschte dem leisen Rascheln der Blätter über seinem Kopf, als wollten ihm diese eine Botschaft bringen und ihn auslachen.

Wieder störte ihn der Geruch. So bitter. So süßlich und so gräßlich stinkend.

Viel schlimmer als sonst. Als wäre eine gewaltige Woge dabei, auf ihn zuzudrängen.

Aber woher?

Cameron konzentrierte sich.

Von vorn nicht und auch nicht von den Seiten. Also blieb nur eine Möglichkeit: in seinem Rücken.

Er wollte sich umdrehen und nachschauen, als er hinter sich das Kichern hörte. Hell und doch irgendwie neutral. Eine Frau konnte es ebensogut abgegeben haben wie ein Mann. Aber die Stimme, die ihn ansprach, gehörte einer Frau. »Hallo, Killer…«

Es war Greta. Er kannte ihre Stimme. Sie hatte ihn angesprochen. Er wußte Bescheid.

Er wirbelte herum und riß seine Waffe hoch.

Dann hörte er sich schreien.

Nur drang kein Laut nach außen, obwohl sein Mund weit offenstand. Der Schrei war in seinem Innern aufgebrandet, und er blieb auch dort. Er durchtoste ihn, ließ ihn zittern, noch stärker, als er Greta vor sich sah.

War das Greta?

Er konnte es nicht sagen. Denn sie sah weder wie Greta aus noch wie Rosenrot.

Vor ihm stand das bluttriefende Monstrum, das er schon in der Nacht zuvor gesehen hatte…

***

Plötzlich hatte sich der unheimliche und zugleich romantische Wald für Cameron in den Vorhof der Hölle verwandelt. Er war aus der

Wirklichkeit ausgeschieden und in eine andere Welt hineingepusht worden, die er nicht mehr begriff.

Das Monstrum hatte sich nicht verändert. Aber er wußte jetzt, daß sich Greta darin verwandelt hatte. Sie war zu ihrer zweiten Persönlichkeit geworden. Wirklich zu einer blutigen Rosenrot.

Er packte es nicht. Der Killer atmete, als hätte er einen Asthmaanfall bekommen. Das Röcheln hörte sich furchtbar an, und immer wieder »trank« er diese widerliche Luft.

Wie schon in der Nacht am Fenster, so bewegten sich auch jetzt die Augen des Monstrums. Sie rollten in den Höhlen wie zwei weiße, kalte Monde. Unter ihnen und an den oberen Enden der Wangen war das alte Fleisch eingerissen, und aus den Wunden war das dicke Blut wie roter Sirup gequollen und klebte nun an der alten Totenhaut.

In der Nacht hatte er nur die Klauen und den Kopf gesehen. Zum erstenmal kam ihm der Körper vor die Augen, und der war mit einem menschlichen auch nur entfernt zu vergleichen. Er konnte trotz intensiver Beobachtung nicht herausfinden, woraus er bestand. Das konnten Rinden-und Pflanzenreste sein, vermischt mit dem lehmigen Erdboden und festgebacken. Aber es war Greta, denn an diesem schrecklichen Körper klebten noch die Reste ihrer Kleidungsstücke.

Wieder sprach sie ihn an. Dabei bewegten sich auch die beiden offenstehenden Mundhälften mit den wie hölzern wirkenden Zähnen darin.

Sie zuckten hin und her und waren dabei sehr langsam. Ebenso träge drangen auch die Worte hervor. »Du wolltest mich richtig sehen und kennenlernen. Jetzt siehst du mich. Ich bin Rosenrot, und ich bin ein Teil des Waldes. Nur so fühle ich mich wohl. Meine Freunde haben mir den Gefallen erwiesen und mich schon jetzt in die Verwandlung eingehen lassen. Ich brauchte diesmal nicht bis zum Einbruch der Dunkelheit zu warten. Ich habe gewonnen. Ich bin ein Teil von ihm. Ich bin die blutige Rosenrot.«

Cameron konnte nichts sagen. Er nickte nur. Ihm fehlten die Worte. An das nächtliche Monster hatte er kaum mehr gedacht und es so gut wie vergessen, doch die andere Seite hatte dafür gesorgt, daß dem nicht so blieb.

Er war froh, sich bewegen zu können, drehte ein wenig den Kopf und schaute zu den beiden Grabsteinen hin.

Dort geschah nichts. Sie waren völlig bewegungslos mit der Erde verankert. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn sich in ihrer Nähe der Boden geöffnet hätte, um diejenigen Wesen zu entlassen, die tief in der Erde lauerten und scharf auf Menschenfleisch waren, wie Perry Cameron es aus alten Filmen kannte.

Sie sprach wieder und sagte mit neutral klingender Stimme: »Du hast das Rätsel des Waldes kennenlernen wollen. Nun hast du es gesehen.

Wenn du willst, kannst du die Bäume schreien lassen, dann wirst du merken, daß auch sie Lebewesen sind und einen Schmerz ebenso spüren wie die Menschen. Willst du das?«

»Nein, nein!« gab er stockend zurück. »Das - das will ich nicht mehr. Auf keinen Fall.« Er wischte die schweißnasse Umgebung seines Mundes trocken. »Es reicht mir. Ich will jetzt weg. Wieder zurück, verstehst du das?«

»Ja«, antwortete das Monster, und es hörte sich beinahe schon fröhlich an. »Ich aber erinnere mich daran, daß du meinen Vater und mich hast umbringen wollen.«

Der Killer zuckte zusammen. Er hatte gewußt, daß man ihm das vorhalten würde. Aber er wußte nicht, wie er aus dieser Klemme wieder herauskam. Trotzdem versuchte er es mit einer Ausrede. »Okay, das ist nur ein Spaß gewesen, begreifst du? Einfach nur ein Spaß. Es war wirklich nicht ernst gemeint.«

»Ist Mord ein Spaß?«

»Nein!« schrie er heulend. »Aber du lebst noch. Du hast dich nur verändert. Ich werde verschwinden. Ich kehre nie mehr zurück. Ist das okay?«

»Ist es nicht.«

»Wieso?«

»Weil ich dich nicht einfach so verschwinden lassen werde«, erklärte das Monstrum, und Cameron hätte heulen können, denn das hatte er sich beinahe gedacht.

Da war aber noch die Waffe. Ein Magnum-Revolver. Damit konnte man Elefanten erschießen.

Auch das Monstrum?

Beeindruckt zeigte es sich nicht. Jedenfalls hatte es noch nicht auf den Revolver geschielt, aber darauf wollte er sich auch nicht verlassen.

»Ich gehe trotzdem«, sagte er.

Das Greta-Monstrum schüttelte den Kopf.

Trotzdem ging er zurück.

Da erwischte es ihn!

Nicht das Monstrum, nein, es hatte es nicht nötig, sich vom Fleck zu bewegen, denn der Wald und auch das damit verbundene Erdreich steckte voller Helfer.

Es war wie in der Nacht. Auf einmal lebte der Boden. Hatte er vor Stunden noch an eine Armee von Würmern gedacht, so änderte sich dieses Gefühl jetzt, denn er wurde an Schlangen erinnert, die aus dem Boden geschnellt waren und zugegriffen hatten.

Sein rechtes Bein befand sich plötzlich in der Klemme. Er spürte den Druck nicht nur am Knöchel, sondern auch an der Wade und hoch bis zum Knie. Nie hätte er es für möglich gehalten, daß Wurzel-oder

Schlangenarme so kräftig sein konnten.
Die wenigen Sekunden des ersten Angriffs kamen ihm sehr lang vor. Es mochte auch an der Überraschung liegen, und dann spürte er den heftigen Ruck.
Er geriet sofort aus dem Gleichgewicht. Ein trudelndes Flugzeug sah ähnlich unelegant aus wie er, bevor er auf den Boden knallte und sich sein Gesicht in die Erde hineinwühlte.
Der Killer drehte sich sofort um.
Plötzlich schoß der Überlebenswille wie eine Lohe in ihm hoch. In der Nacht hatten sie ihn gejagt, da war er erschöpft gewesen, aber nicht jetzt, am Tag.
Er war fit - topfit!
Wie nebenbei bekam er mit, daß sich der Boden in seiner Nähe bewegte. Das kannte er schon. Er wußte auch, daß er aufreißen würde, um durch die Löcher diese dicke, blutige Masse zu speien. Bis das geschah und bis ihn noch mehr dieser lianenartigen Wurzelstöcke packen konnten und in den Baumstämmen wieder die fürchterlichen Fratzen erschienen, wollte er sich seiner Haut gewehrt haben. Ein Ziel gab es.
Das war die mutierte Greta Kinny!
Perry Cameron drehte sich so, daß er sie direkt anschauen konnte. Und er hatte dabei seinen rechten Arm mit dem Revolver so weit angehoben, daß er das Ziel treffen konnte.
Sie sah es, sie mußte es sehen, aber sie machte sich überhaupt nichts daraus.
Das Monster mit den verdrehten, weißen, rollenden Augen hatte sich in Bewegung gesetzt. Jeder Fußabdruck war deutlich erkennbar.
Perry Cameron lag, lachte und zielte. Dann drangen flüsternde Worte aus seinem Mund. Sie waren für ihn so etwas wie ein Ansporn, denn er drückte ab.
Der Magnum-Revolver spie Tod und Verderben!
Cameron spürte den Rückstoß der Waffe, aber er hatte sie perfekt gehalten, so daß die Kugeln einfach nicht fehlen konnten.
Sie hieben in den unförmigen und blutbeschmierten Körper, rissen dort Löcher, und Cameron glaubte sogar, Geräusche zu hören, die an Schläge in eine weiche Masse erinnerten.
Das Monstrum zuckte.
Es schwankte.
Aber es fiel nicht, denn es hatte sein Ziel nicht aus den Augen gelassen.
Cameron sah es mit Entsetzen. Seine Augen weiteten sich so stark wie nie, als ihm die Erkenntnis kam, daß er mit seiner Waffe gegen dieses Wesen nichts ausrichten konnte. Der Revolver wurde schwer in seiner rechten Hand, zu schwer, und er rutschte ihm schließlich aus

den schweißfeuchten Fingern.

Noch hatte das Greta-Monstrum ihn nicht erreicht. Es galt, die letzten Sekunden zu nutzen, aufzuspringen und loszurennen.

Perry rollte sich nach links. Er stützte sich mit dieser Hand ab, während er die andere dem Wesen entgegenstreckte, als könnte er es so aufhalten.

Halbhoch kam er. Dann griff die Fessel. Die dünnen, zähen und zugleich harten Wurzeln schnitten noch tiefer durch den Hosenstoff in sein Fleisch. Dabei riß ihn diese Gegenkraft so hart zurück, daß er hinfiel. Er hörte das schaurige Lachen seiner Feindin. Mit beiden Händen wühlte er den Boden auf. Es war ein verzweifeltes Bemühen, einen Ausweg zu finden, den es trotz allem nicht gab, denn die andere Seite war stärker.

Zu ihr gehörte nicht nur das Greta-Monstrum, sondern auch der Wald. Er stand auf ihrer Seite und war zugleich ein Teil von ihr.

Der Killer gab nicht auf. Er sah seine Waffe. Lächerlich kam ihm der Revolver vor. Ob die Kugeln noch im Leib des Monstrums steckten oder aus ihm herausgefahren waren, das konnte er nicht sagen. Für ihn war alles so verflucht anders geworden, denn es ging um sein Leben!

Er kam nicht weg, sosehr sich Cameron auch bemühte. Die Wurzelfesseln waren wie Draht. Sie ließen ihn nicht los, und so mußte er zusehen, wie Greta auf ihn zuging.

Sie ließ sich Zeit.

Der veränderte Körper zuckte an verschiedenen Stellen. Seine Farbe war kaum auszumachen. Mehr grau als grün, dabei unwahrscheinlich schmutzig und natürlich mit den langen Blutstreifen bemalt, die aus den tiefen und aufgerissenen Wunden gedrungen waren.

Furcht kann wie ein Messer sein. Das spürte Perry Cameron. Sie schnitt durch seinen Magen und seinen Kopf, und sie machte ihn beinahe irre.

Das hatte er noch nie erlebt. In einer steif wirkenden und knienden Haltung schaute er auf das Greta-Monstrum, während es unter ihm im Erdreich wieder rumorte.

Noch nie zuvor hatte Perry Cameron um sein Leben gefleht und gebettelt. Plötzlich aber war dieser Damm durchbrochen. Er konnte es nicht anders. Er mußte es einfach tun, und er streckte dem Untier die Arme entgegen, verdrehte die Hände, bewies mit dieser bittenden Geste, was er wollte und suchte dabei auch noch nach den richtigen Worten.

»Ich - ich - kann - laß mich leben - bitte…«

Er sprach wie ein Automat. Seine Gedanken waren dabei ganz woanders, denn er hatte das Monster nicht aus den Augen gelassen. Bei jedem seiner Worte war es einen Schritt weiter auf ihn zugegangen

und machte ihm damit klar, daß es für ihn keinen Sinn ergab, noch weiter um das Leben zu betteln.

Dann war es da!

Der Geruch überschwemmte ihn. Aus der Nähe war er einfach furchtbar.

Ein Gestank voller Pestilenz, eine üble Wolke, die ihn umgab, die ihm den Atem raubte. Er fühlte sich, als hätte ihm jemand eine Faust in den Magen gedrückt.

Die veränderte Greta griff zu.

Wuchtig schlug sie ihre beiden Pranken nach unten. Sie hatte genau die Distanz erreicht, die nötig war. Zum erstenmal sah der Killer die Klauen aus unmittelbarer Nähe. Er hatte sie nur von der Fensterbank her gekannt, und die spitzen Krallen würden nicht nur die Rinde von den Bäumen reißen können; sie fetzten einfach alles auf. Auch seine Kleidung, wie er bald merkte. Die nächsten Schläge erwischten seine Haut.

Sie hieben hinein. Er wurde wieder zu Boden gepreßt, und dann war Greta über ihm.

Sie machte es schlimm.

Gnade kannte das Monstrum nicht. Mit der Kraft der alten Götter und der Blutgier eines hungrigen Vampirs tötete sie ihren Feind auf eine schreckliche Art und Weise…

***

Wir waren im Wald!

Ein einfacher Satz. Ein simples Ziel. Und doch war alles anders als in einem normalen Wald, denn das hatten wir bereits kurz nach dem Eintreten festgestellt. Zumindest mir war es aufgefallen, denn der Geschmack in meinem Mund hatte sich intensiviert. Er war einfach widerlich geworden und gab mir den Eindruck, daß ich bisher in meinem Leben nichts anderes geschmeckt hatte.

Das war keine Erinnerung mehr, das war schon eine überspitzte Realität.

Düsternis umfing uns. Sie bestand praktisch aus zwei Farben. Da mischte sich ein dunkles Grau in ein Grün hinein, das einmal hell gewesen war, wenn es von den Strahlen der Sonne geschaffen wurde, die ja nie oder kaum bis zum Boden durchdrang.

Auf halbem Weg wurde es von der Dunkelheit abgefangen. Die moosigen Hölzer und Stämme. Das »verfilzte« Laub, die schwere Luft und die weiche Oberfläche des Erdreichs, die Ähnlichkeit mit einem Teppich aufwies.

Dieser Wald war anders.

Auch Suko hatte es gespürt und sich auf seine Weise auf ihn vorbereitet.

Er hatte die Dämonenpeitsche gezogen, sie kampfbereit gemacht und zurück in den Gürtel gesteckt. Sein Gesicht zeigte einen harten und scharfen Zug.

Der Wald war nicht tot. Er steckte voller Leben. Er war regelrecht lebendig. Uns umschwirrten unzählige Insekten. Ihr Summen begleitete uns als ständige Melodie. Die Blätter hingen von den Bäumen wie leicht angefeuchtete Lappen.

Ich kam mir schon vor wie in einem subtropischen Urwald. Dazu trug auch die feuchte, schwere und schwer zu atmende Luft bei, die wir fast tranken, wenn wir einatmeten.

Und der bittersüße Geschmack, der meine Zunge bedeckte wie eine dicke Schicht. Sie war nicht angeschwollen, obgleich sie sich so anfühlte. Er widerte mich an, aber ich wußte auch, daß er deshalb so intensiv geworden war, weil sie nahe war.

Ja - sie!

Die Frau, die ich in der Bank erlebt hatte. Die von zwei Kugeln getroffen worden war, die ihr Leben im Rollstuhl fristen mußte und trotzdem als Phänomen weiterlebte, weil sie es geschafft hatte, starke Verbündete zu finden.

Ja, sie hatte von ihren Beschützern gesprochen damals. Und die hielten sich im Wald versteckt.

Auch Doug Kinny kam mit dieser Umgebung nicht zurecht. Sicherlich kannte er den Wald, schließlich hatte er seine Tochter oft genug besucht. Ob er ihn allerdings in dieser Art und Weise erlebt hatte, das stand in den Sternen.

Er ging nach vorn gebeugt. Er stand unter Strom. Manchmal schlug er mit hektischen und wütenden Bewegungen Blätter zur Seite, die ihn störten. Immer flüsterte er den Namen seiner Tochter, ohne jedoch eine Antwort zu bekommen. Wahrscheinlich sprach er mehr mit sich selbst.

Keiner von uns hätte konkret sagen können, an welchem Ort die beiden Schüsse gefallen waren. Der Wald schluckte die Geräusche oder verfremdete sie. Weitere Schüsse waren jedenfalls nicht gefallen. So gingen wir praktisch auf gut Glück und verließen uns auch auf unsere Spürnasen.

Fauliges Wasser schwappte in einem kleinen Teich. Daneben stand eine Trauerweide wie ein deprimierter Wächter. Mochte der Teufel wissen, wie dieser Baum genau an diese Stelle gelangt war.

»Ich fühle es«, sagte Doug Kiriny leise. »Ich fühle, daß wir nicht mehr weit von ihr entfernt sind.«

Damit meinte er seine Tochter. Er ging plötzlich schneller, bevor wir noch nachfragen konnten. Seine Beine bewegten sich hektisch über den Boden, als wollte er eine bestimmte Stelle erreichen. Wir mußten uns Mühe geben, um ihm auf den Fersen zu bleiben.

Kein Baum schrie, klagte oder jammerte mehr. Die alten Riesen schienen sich zur Ruhe gelegt zu haben.

Diese Stille wurde von einem klagenden Schrei unterbrochen. Diesmal hatte kein Baum geschrien, sondern ein Mensch. Wenig später sahen auch Suko und ich, was geschehen war.

Douglas Kinny hatte einen bestimmten Ort erreicht. Es war schon ungewöhnlich, daß er neben zwei alten Steinen stand, die auf uns den Eindruck von Grabmalen machten. Für sie interessierte er sich nicht. Er hatte sich nach vorn gebeugt und beide Hände auf die rechte Seitenlehne eines leeren Rollstuhls gestützt.

Wir hörten ihn weinen.

»Ihr Stuhl«, flüsterte mir Suko zu. »Und sie selbst ist verschwunden, John.«

»Ja, leider.«

»Oder tot?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, nein, das will ich einfach nicht glauben. Sie hat sich hier eine neue Welt aufgebaut. Hier befinden sich ihre Freunde, wie immer sie auch aussehen mögen. Die sind da, um sie zu beschützen…«

»Alles richtig, denke ich mal. Aber wer hat diese Person aus dem Rollstuhl hervorgeholt?«

»Das ist die Frage.«

»Oder kann sie laufen?«

Ich warf Suko einen schrägen Blick zu. »Allmählich glaube ich auch daran.«

Zu sehen war Greta Kinny jedenfalls nicht. Ich war gespannt darauf, ihr zu begegnen und konnte mir vorstellen, daß sie bereits über mein Kommen informiert war. Irgendwo in diesem grünen Dickicht in der Nähe konnte sie sich verborgen halten.

Doug Kinny drehte mit einer schwerfälligen Bewegung den Kopf. Wir sahen, daß die Augenpartien angeschwollen waren. Er machte den Eindruck eines Mannes, der kurz vor dem Ende stand und einfach nicht mehr konnte. »Schauen Sie!« keuchte er. »Sehen Sie doch her. Das ist alles vorbei. Der leere Rollstuhl…« Er sprach nicht mehr weiter und brach über ihm zusammen.

Wir ließen ihn zunächst allein. Der Umgebung hier war keinesfalls zu trauen. Über den weichen Boden hinweg ging ich auf einen Baum zu, der einen sehr kurzen, aber vom Umfang her dicken Stamm aufwies.

Ich erreichte ihn nicht mal, als ich die Fliegen hörte. Sie waren so laut, und es waren so viele, die sich auf einen bestimmten Platz konzentrierten.

Sie umschwirrten ihn als dunkle Wolke, und ich wußte, daß diese Tiere von Aas angezogen wurden wie die Geier.

Es war ein toter Körper.

Nur gehörte er keinem Tier, sondern einem Menschen. Mit beiden Händen wischte ich in den Schwärm hinein, der sich zunächst einmal auflöste. Dann kümmerte ich mich um das, was auf dem Boden lag und einfach schrecklich aussah.

Wer immer diesen Mann getötet hatte, er war wie rasend gewesen. Der Körper wies tiefe Wunden auf; das Blut war herausgeströmt und hatte den Waldboden getränkt.

Das Gesicht des Mannes war zwar nicht unversehrt, weil auch Blut aus seinen Haaren hineingelaufen war, aber die nächste Wunde befand sich erst am Hals.

»Ich kenne ihn nicht«, sagte Suko leise, der jetzt neben mir stand und ebenfalls zuschaute.

Ich nickte.

»Ich hole Kinny.«

»Gut.« Neben der Leiche blieb ich stehen und schaute immer wieder in die Runde. Der Wald schwieg. Er hielt seine Antworten zurück. Der Geschmack in meinem Mund sagte mir, daß eine gewisse Person nicht weit von mir entfernt war.

Und mir rann eine kalte zweite Haut über den Rücken, als ich mir plötzlich vorstellte, daß Greta Kinny, die sich auch als Rosenrot bezeichnete, diesen Mann hier getötet hatte.

Meine Gedanken wurden von Sukos Stimme unterbrochen, der zusammen mit Doug Kinny kam. »Da, schauen Sie sich den Toten an. Er sieht nicht gut aus, aber Sie sind ja kein Waisenknabe.«

Ich trat etwas zur Seite, um den beiden Platz zu schaffen. Sukos Gesicht war sorgenvoll verzogen. Auch er erwartete irgendwelche Feinde, die plötzlich auftauchen konnten. Zunächst aber wurden wir von einem Geräusch abgelenkt, das aus dem offenen Mund des Mannes hervordrang und einem Würgen glich.

Nein, er übergab sich nicht, obwohl es kein Wunder gewesen wäre.

Doug Kinny wurde nur unwahrscheinlich bleich, stand zitternd neben dem Toten und nickte.

»Der kennt ihn«, murmelte Suko.

Kinny hatte die Bemerkung meines Freundes gehört. »Ja, ich kenne ihn«, bestätigte er. »Ich kenne ihn sogar verdammt gut, aber ich hasse ihn bis aufs Blut.«

»Wer ist es?« wollte ich wissen.

»Einer meiner Todfeinde. Ein Killer der IRA. Einer der besten, wie ich glaube.«

»Kennen Sie auch seinen Namen?«

Doug Kinny verzog den Mund und schlug eine Mücke tot, die auf seiner rechten Wange hockte. »Namen sind wirklich wie Schall und Rauch. Er hatte viele. Er hat auch viele benutzt, aber ich weiß, daß er nur einen richtigen hat, den nicht viele kennen. Er heißt Perry

Cameron und wurde von Terroristen ausgebildet.« Kinny lachte auf. »Das heißt, er hieß Cameron. Jetzt ist er tot. Endlich. Er hatte sich auf meine Spur gesetzt.«

»Ja«, stimmte ich zu. »Und es muß ihn jemand umgebracht haben. Es gibt einen Mörder hier.«

»Und wer?« flüsterte Kinny.

Ich hob die Schultern, glaubte allerdings, daß Doug Kinny die richtigen Schlüsse würde ziehen können. Ich ließ ihm Zeit. Er drehte sich um, weil er den leeren Rollstuhl sehen wollte, und er reimte sich einiges zusammen. »Dann ist es möglicherweise so gewesen, daß sich Cameron meine Tochter geschnappt hat und sie in den Wald schob, aus welchen Gründen auch immer. Hier hat es ihn erwischt.«

»Richtig. Aber Ihre Tochter ist verschwunden.«

»Fliegen kann sie nicht, Mr. Sinclair.«

»Klar. Sie wird Helfer gehabt haben.«

Er grinste hart. »Sie meinen, daß Camerons Killer auf ihrer Seite gestanden hat.«

»Genau das denke ich.«

Kinny war vom Haß auf seinen Feind durchdrungen. »Sie werden lachen, aber mit diesem Gedanken kann ich mich sogar anfreunden. Ich wünsche ihr, daß sie einen starken Partner hat. Der Wald kann ihr Freund sein. Das Schicksal hat sie nicht verwöhnt. Im Leben gibt es immer einen Ausgleich. Das habe ich gelernt, denn irgendwo ist es gerecht.«

»Aber dieser Ausgleich ist ein unmenschlicher Killer«, gab Suko zu bedenken.

»Na und? Glauben Sie etwa, dieser Cameron wäre menschlich gewesen? Nein, das war er nicht. Er war ein Killer, ein Jäger, ein Tier. Der hätte auch Greta umgebracht. Vielleicht hat er das sogar getan.«

Wir wußten keine Antwort. Die Fliegen fühlten sich nicht mehr gestört und umflogen den Toten wieder. Sie waren sehr fett, mit blau und grün schimmernden Flügeln. Ihr Schwirren hörte sich an wie eine schaurige Hintergrundmusik.

Mir gefiel nicht, daß wir im Moment an einem toten Punkt angelangt waren. Das hier war nicht unser Revier. Wir beherrschten es nicht, wir mußten uns auf das andere verlassen, das Regie führte. Ich entfernte mich von Suko und Douglas, weil ich einfach allein sein wollte. Ich dachte wieder an die Begegnung vor zwei Jahren. Damals war es die Ouvertüre gewesen, das Drama würde noch folgen, davon war ich fest überzeugt.

Für mich war der Wald zu einem feuchten Schwamm geworden, der aufsaugte und auch abgab. Wie dünne Fahnen hing das Grünzeug von den alten Ästen herab. Die Sonne hoch über uns war nicht zu sehen.

Nur ein hellerer Teppich lag am Himmel.

Der weiche Boden. Bedeckt mit Gras, mit Unkraut und auch mit Laub.

Und die beiden Grabmale, die versetzt nebeneinander standen und so aussahen, als wären sie vergessen worden.

Das glaubte ich nicht.

Ich blieb in ihrer Nähe stehen und betrachtete sie genauer. Eine in die Steine gemeißelte Inschrift entdeckte ich dabei nicht. Für mich hatten sie trotzdem eine Bedeutung. Sie reichten von der Höhe her bis an meine Hüfte heran, und auch sie waren von dieser grünen Schicht überzogen worden. Nicht an allen Stellen, nur an bestimmten. Bei den anderen schimmerte das Grau des Materials durch.

Ich untersuchte ihre unmittelbare Umgebung, weil ich herausfinden wollte, ob der Boden dort aufgewühlt war. Das hätte unter Umständen auf eine Wiederkehr bestimmter Wesen schließen können, wobei ich mich gedanklich mit dem Begriff Zombies beschäftigte. In diesem Wald war alles möglich.

So glatt oder normal, wie ich es mir gewünscht hätte, war der Waldboden nicht. Er zeigte schon seine Spuren, aber das waren Abdrücke von Füßen.

Das Brodeln war auf einmal da.

Unter meinen Füßen, aber nicht genau zu spüren, wie tief es sich im Erdboden versteckt gehalten hatte. Es hörte sich unheimlich an, auch wenn es stark gedämpft wurde.

Mein Blick fiel auf die Steine.

Sie bewegten sich nicht. Es war also keine Kraft dabei, sie aus dem Boden zu drücken. Und das Geräusch blieb. Es war auch für mich nicht zu lokalisieren, weil es den gesamten Waldboden erfaßt hatte. Ein Vorzeichen, eine Warnung oder Ahnung, denn der Wald war bereit, sich uns zu öffnen oder zurückzuschlagen.

Ich drehte den Kopf, weil ich sehen wollte, wie Suko und Kinny reagierten.

Sie taten nichts. Sie sprachen nur, aber sie hatten etwas gemerkt, denn Kinny senkte den Kopf und deutete mit seinem ausgestreckten Zeigefinger nach unten.

Also wußten auch sie Bescheid.

Das Licht blieb. Gläsern, grün und dämmrig. Licht wie aus einer anderen Dimension.

Ich hörte das Stöhnen in der Nähe, sah aber keinen. Bis mir der Baum einfiel, der so wuchtig und knorrig in meiner Nähe stand. Hatte er gestöhnt?

Seine Rinde war dunkel und rissig. Ich konzentrierte mich auf sie und fragte mich sofort, ob mir die Phantasie einen Streich spielte, weil es mir so vorkam, als wäre sie dabei, sich zu bewegen. Sah ich Gesichter im Stamm? Glotzten mich tote Augen an?

Ich hatte mein Kreuz in die Tasche gesteckt. Obwohl es mir kaum helfen würde, wollte ich den Test noch einmal durchführen, aber die Umstände waren gegen mich.

In meiner Nähe hörte es sich an, als wäre etwas aufgeplatzt. Und das war auch geschehen, denn auf einmal sah ich in der Umgebung zahlreiche Löcher.

Sie waren unterschiedlich groß. Manche zeigten eine runde, andere wiederum eine oval Form.

Eines aber hatten sie gemeinsam.

Sie entließen das, was sich bisher im Erdreich versteckt gehalten hatte, und es war wirklich keine Offenbarung, denn aus den Öffnungen strömten die widerlichsten Dinge hervor.

Dicke, fleischige, zuckende Stücke. Wie Innereien vom Tier. Vermischt mit mit einem Saft, der, kaum ins Freie gelangt und mit Sauerstoff in Kontakt geraten, sofort seinen widerlichen Gestank ausbreitete, dem ich nicht entgehen konnte.

Er stieg vom Boden her in meine Nase. Er raubte mir den Atem, aber ich wußte Bescheid. Dieser Gestank, bitter und süß, war in den letzten Tagen mein Begleiter gewesen.

Platsch - platsch hörte ich. Immer mehr Öffnungen entstanden, und die Erde blutete aus.

Ja, es war Blut.

Aber es war ein besonderes. Nicht das Blut eines Menschen. Es mußte lange in der Erde gelegen haben und gehörte unter Umständen den Opfern, die sich der Wald geholt hatte.

Suko und Kinny liefen auf mich zu. Sie umgingen die Öffnungen. Auch ihren Gesichtern war anzusehen, daß sie mit der Entwicklung nicht zurechtkamen.

Die Bäume blieben. Ihre dicke Rinde sah aus wie Haut. Es war schon eine animalische Situation. Trotz unserer Ruhe fühlten wir uns wie in die Enge gedrängte Tiere. Die dunkle Flüssigkeit streckte ihre schleimigen Finger vor wie Fühler.

Etwas schnellte dicht vor mir aus dem Erdreich. Heller, dünner. Eine Wurzel oder ein Wurzelnetz. Das war mir nicht unbekannt, denn ich dachte an Mandragoro, den Natur-Dämon, der Killerpflanzen auf ähnliche Art und Weise befehligt hatte.

Ich wich zurück, weil ich die Zähigkeit kannte. Plötzlich kippte der Rollstuhl nach rechts, weil seine Räder keinen Halt mehr fanden.

»Wo ist meine Tochter?« schrie Doug Kinny plötzlich los. »Verdammt noch mal, wo ist sie? Hat die Erde sie gefressen?«

»Nein, Mr. Kinny«, erwiderte ich. »Das ist nicht so.«

Er lachte brüllend. »Wie können Sie das nur sagen? Ich will sie sehen, auch wenn sie tot ist.«

»Sie lebt«, sagte auch Suko.

»Dann zeigen Sie sie mir doch!«

»Sie wird von selbst hier erscheinen, wenn wir noch länger bleiben. Oder, John?«

Ich wußte es nicht. Sollten wir bleiben? Sollten wir fliehen und später noch einmal zurückkehren, um den Wald mit der Unterstützung einheimischer Kollegen zu untersuchen?

Nein, das war unsere Sache. Wir hatten angefangen und würden es auch beenden. Deshalb schüttelte ich den Kopf und sagte zu Doug Kinny gewandt: »Wir werden Ihre Tochter finden. Wir werden sie suchen, denn jeder von uns weiß genau, daß sie sich hier in diesem Dickicht versteckt hält, auch wenn er es nicht zugeben will.«

»Dann sind Sie schlauer als ich.«

»In diesem Fall schon. Und ich…«

»Vater!«

Ein Ruf hatte mich unterbrochen. Eine Frauenstimme, weich und leise gesprochen, aber auch klagend und weinerlich. Der Klang trieb mir einen Schauer über den Rücken, denn dieses eine Wort hatte sich angehört, als wäre es Teil einer schrecklichen Totenklage gewesen.

Auch Suko hatte die Gänsehaut überfallen. Er bewegte nur seine Augen, suchte die Richtung, aus der uns der Klang erreicht hatte, nur sahen wir nichts.

Doug Kinny aber hatte seinen Schock rasch überwunden. Auf einmal wußte er nicht, ob er weinen oder lachen sollte. Krampfhaft suchte er nach Worten. Sein Mund öffnete sich, die Augen waren groß geworden.

Das schweißnasse Gesicht zeigte Erstaunen und Furcht zugleich. »Sie ist es!« rief er stotternd. »Verdammt noch mal, das ist meine Tochter! Ich kenne sie. Ich kenne ihre Stimme. Wir müssen Sie suchen.« Er stellte sich hin wie ein Läufer beim Start. »Bitte, kommen Sie. Kommen Sie schnell! Wir müssen in den Wald. Wir müssen tiefer hinein.«

»Vater…«

Da war sie wieder, diese weinerliche Stimme. Als litte eine Person große Qualen.

Diesmal wußten wir Bescheid. Suko und Kinny mußten sich drehen. Ich konnte stehenbleiben und hatte dicht neben dieser ungewöhnlich gewachsenen Eiche eine Bewegung gesehen.

Wo immer Greta Kinny hergekommen sein mochte, es spielte jetzt keine Rolle mehr, denn sie zeigte sich.

Uns erwischte der Schock zugleich.

Das Wesen war nicht mehr Greta Kinny, obwohl es mit ihrer Stimme gesprochen hatte. Das war nichts anderes als ein unheimliches Monstrum…

***

Ein blutbesudeltes Etwas löste sich von der Rinde und ging noch zwei Schritte nach vorn, bevor es anhielt.

Wir waren sprachlos. Mich durchtobten die Gedanken. Ich dachte an unsere erste Begegnung und an die Szene im Krankenhaus. Ich hatte das Bild der jungen Frau noch genau vor mir - und jetzt das hier. Unglaublich…

Mein Atem fror ein. Ich war nicht mehr in der Lage, noch etwas zu sagen, denn mit diesem Anblick hatte ich nicht gerechnet. Kopf und Körper, Gesicht und Beine, das alles schien aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt worden zu sein. Hinzu kamen die Blutflecken und die langen Wunden.

»Greta…?« Kinny hatte sich etwas gefangen. Er wollte es nicht glauben, daß dieses Wesen seine Tochter sein sollte, deshalb hatte er ihren Namen auch mit einer fremd klingenden Stimme ausgesprochen.

Es war mehr ein Krächzen gewesen.

Sie gab keine Antwort.

»Bist du es, Greta?«

»Ja, Vater…«

Kinny hatte die Antwort bekommen. In diesem Augenblick wirkte er wie jemand, der sich am liebsten in den Boden hineingedreht hätte. Man konnte ihn nicht mehr als einen Menschen ansehen. Er war nur noch eine Gestalt oder Figur.

Greta stand vor ihm. Zuckend, pulsierend.- Die Krallen noch voller Blut, so daß uns klar wurde, wer diesen Perry Cameron letztendlich umgebracht hatte.

»Das kannst du nicht sein, Greta.«

Sie gab keine Antwort. Dafür sagte sie etwas, das mich und auch die beiden anderen überraschte. »Hallo, John. Habe ich dir nicht gesagt, daß wir uns wiedersehen werden?«

Ich nickte dem Wesen zu. »Ja, Greta, ich erinnere mich.« Meine Stimme erkannte auch ich kaum wieder.

»Ich bin nicht Greta, John. Ich bin jetzt Rosenrot. Und das hier ist mein Wald, mein Blutwald. Ich habe ihm alles zu verdanken. Ich brauche den Rollstuhl nicht mehr. Dieser Wald und seine Freunde haben mich gerettet. Verstehst du?«

»Nein!«

»Ich konnte wieder gehen.«

»Warum hast du dann im Rollstuhl gesessen?«

»Es geschah nur nachts, wenn die Macht der alten Götter am stärksten war. Nur bei Dunkelheit gelang es mir, die Kräfte des Waldes voll auszunutzen. In der Nacht verließ ich meinen verdammten Rollstuhl und ging durch den Wald. Ich habe mich den alten Göttern hingegeben und erhielt nur deshalb diese wunderbare Belohnung. Sie sorgten dafür, daß ich wieder laufen konnte.«

»Wer sind sie?« fragte ich.
»Das karinst du nicht begreifen, John.«
»Aber du kannst es mir erklären.«
»Ja, das werde ich. Es sind die großen Götter der Kelten gewesen, die hier ihre letzte Ruhestätte haben. Wald-und Naturgötter. Ich kenne ihre Namen nicht, aber ich habe ihren Geist gespürt, denn nicht alles, was in der Erde tief begraben ist, hat auch seine Existenz endgültig verloren. Es gibt sie noch. Es gibt ihren Geist, und er hat den Wald durchdrungen. Er hat ihn zu einer lebenden Maschine werden lassen, die einzig und allein im Sinne der Götter handelt.«
»Und auch tötet«, sagte ich.
»Das gehört dazu. Der Wald will nicht alle Menschen. Er akzeptiert nur die besonderen. Und er beschützt diejenigen, die ihm nahestehen. Auch mir stand er zur Seite.«
»Nein!« rief Doug Kinny, »das glaube ich nicht. Das kann ich einfach nicht akzeptieren. Das bist du nicht, Greta. Du - du kannst nicht mehr meine Tochter sein.« Er war völlig verzweifelt und schüttelte immer wieder den Kopf.
»Doch, ich bin es.«
»Aber du bist kein Mensch mehr.«
Aus dem zerrissen wirkenden Maul des Monstrums klang ein Lachen.
»Laß dieses alte Denken, Daddy. Laß es sein. Das ist überholt. Wer sagt dir denn, daß die Menschen das Höchste der Schöpfung sind? Wer sagt es dir, Vater? Doch nur deine menschliche Überheblichkeit, sonst niemand. Es gibt unzählige Arten von Leben, ob sie nun so aussehen wie Menschen oder nicht, das ist egal. Auch auf anderen Planeten existiert Intelligenz, und sie sieht ebenfalls für uns fremd aus. Oder für euch. Für mich nämlich nicht mehr.«
»Nein, Greta, nein, das will ich nicht hören. Das ist mir zu grausam. Das ist…«
»Du wirst dich daran gewöhnen müssen. Hier hat sich alt und jung verbunden. Es ist zu einem neuen Stück Leben gekommen, mehr kann ich dir auch nicht sagen.«
»Aber dieses Leben kennt keine Grenzen!« warf Suko ein. Er hatte mitbekommen, daß Kinny nicht mehr in der Lage war, weiterzusprechen.
»Es ist vernichtend und…«
»Nur seinen Feinden gegenüber«, drang es dumpf und unheimlich aus dem Mund.
»Wie bei Perry Cameron.«
»Ja, er wollte mich töten. Er wollte auch meinen Vater töten. In mir glaubte er, einen Trumpf zu haben.« Sie lachte jetzt. »Aber er wußte nicht, mit wem er sich anlegte. Er kannte den Wald nicht richtig und damit auch nicht meine Freunde.«

»Die dir dann geholfen haben«, sagte ich.
»Ja.«
»Du weißt, wie du aussiehst.«
»Denke um, John. Denk auch du um. Was sind schon Äußerlichkeiten? Erinnerst du dich noch an den Kuß, den ich dir gab?«
»Und ob.«
»Wie schön, das macht mich fast glücklich. Und erinnerst du dich auch an den fremden Geschmack?«
»Sicher.«
»Es war ein Teil dieses Waldes. Schon viel früher habe ich mit ihm Kontakt aufnehmen können. Er war so wunderbar. Er war wie mein großer Bruder, der mich beschützte, und er hat mich beschützt.«
»Er hat dich zu einem Monster gemacht. Zu einer blutgierigen Gestalt. Wer bist du jetzt, Greta?«
»Rosenrot«, antwortete sie und bewegte dabei ihre Augen.
»Nein, niemals, Greta. Denn Rosenrot, diese Märchengestalt, war einfach anders. Sie war jung, sie war schön. Du bist davon das Gegenteil. Jetzt meine ich, denn du bist einmal wunderbar gewesen. Das ist vorbei. Was hat man aus dir gemacht? Und wer hat es getan?«
»Es waren die Freunde, John.«
»Die alten Götter?«
»Ja, sie haben mich geformt. Der Boden, das Erdreich und die Tiefe haben mir das gegeben, was dort lauerte. Ich bestehe aus dem alten Fleisch der Götterfeinde. Aus ihren Opfern, die im Laufe der Zeit von diesem Wald vernichtet wurden. So konnte ich geschaffen werden, als ich mich zu ihnen begab.«
»Wo war das?«
»Willst du es sehen?«
»Ja.«
Der blutbefleckte Kopf zeigte ein Nicken. Ich wunderte mich, wie sicher sie sich gab. »Dann komm mit…«
Sie drehte sich um und ging, Suko und Doug Kinny starrten mich an. Kinny war nicht in der Lage, etwas zu sagen, aber Suko fragte: »Willst du wirklich gehen?«
»Sicher.«
»Okay, dann komme ich mit…«

***

Suko hatte sich nicht an meiner Seite gehalten, sondern immer ein bis zwei Schritte hinter mir. Wir waren über den weichen Waldboden gegangen und hielten mit Greta Blickkontakt. Ihr Vater war zurückgeblieben. Er konnte einfach nicht mehr. Für uns war Greta eine Feindin, die nicht überleben durfte, nicht in dieser Form.

Sie war vor diesem Tümpel stehengeblieben und betrachtete die spiegelglatte Oberfläche.

Eine Körperlänge hinter ihr hielt ich an. Sie hatte es gemerkt und drehte sich langsam um. »Hier sind wir am Ziel«, erklärte sie.

»Ist das der Zugang zu den Göttern? Der kleine Teich? Das alte Wasser?«

»Das ist er.«

»Und jetzt?«

»Ich werde wieder zu ihnen gehen, denn ich gehöre ihnen. Ich bleibe am Leben. Ich fühle mich noch immer als Mensch, auch wenn ich nicht so aussehe.«

Sie lachte weich. Ihre Stimme veränderte sich. Ich konnte noch immer nicht nachvollziehen, daß ein Wesen mit diesem Aussehen etwas mit der Greta Kinny zu tun hatte, die ich in der Bank getroffen und später im Krankenhaus näher kennengelernt hatte. Da paßte überhaupt nichts mehr zusammen.

»Es war eine schöne Zeit«, sagte sie und behielt den Klang der Stimme bei. »Eine sehr schöne Zeit, wenn auch zu kurz. Ich habe mich sogar nach dir gesehnt, John, aber ich wußte ja, daß du irgendwann kommen würdest. Durch den Kuß habe ich den Keim gelegt. Und ich will dir ehrlich sagen, daß ich dich mag. Ja, ich mag dich noch. Sieh einfach über das Äußere hinweg. Komm zu mir. Ich zeige dir die Welt der alten Götter. Alles hier gehört uns, alles.«

Sie sprach, sie lenkte mich ab, sie lullte mich ein, und plötzlich war sie da.

Ich hatte nicht damit gerechnet, daß sie sich so schnell bewegen konnte.

Ich wollte noch zurückweichen, als sie vorsprang, aber ihre Arme waren länger als gewöhnlich.

Und die Krallen hatte ich auch unterschätzt. Sie hakten sich in meiner Kleidung fest, ich kam so schnell nicht von ihnen los, dann griffen sie noch einmal nach, und ich wurde gegen diese unheimliche Gestalt gezerrt.

»Jetzt bist du bei mir!« rief sie und ließ sich einfach fallen.

Mich zog sie mit.

Beide landeten wir im dunklen Wässer!

***

Es hatte sich alles grundlegend geändert. Sie preßte mich gegen ihren weichen, stinkenden und irgendwie schmierigen Körper, und ihre ebenfalls weichen Arme hielten mich so umklammert, daß sich ihre Hände auf meinem Rücken berührten.

Das Wasser war kalt. Es stank. Es war nicht klar. In ihm schwammen die zahlreichen Algen und sonstigen Reste, die Stürme von den

Bäumen abgerissen und in diesen Tümpel hineingeweht hatten.

Es war mir gelungen, die Luft anzuhalten. So drang das Wasser nicht in meinen Mund. Aber durch die Umklammerung war ich schon in eine gefährliche Lage hineingeraten, denn unter Wasser drehte sich das Monstrum, so daß es auf mir lag und ich unter ihm.

Greta hatte die Kraft, die nötig war, um mich zu ertränken. Ich wußte das.

Ich steckte in der Klemme und konnte mich nicht freimachen. Der Druck war einfach zu stark. Die Arme waren mir durch den Griff an den Körper gepreßt worden, und nach einigen Sekunden schoß das Gefühl der Panik in mir hoch.

Zu ertrinken und lebendig begraben zu werden waren Todesarten, vor denen ich mich wahnsinnig fürchtete.

Vielleicht wußte das das Monstrum, denn es wollte mich zu Boden drücken. Dabei mußte es mit dem Auftrieb zurechtkommen, was gar nicht so einfach war. Und auch die Pflanzen im Teich sorgten zusätzlich noch für einen gewissen Widerstand.

Wir schwammen und schaukelten im Wasser. Ich brauchte unbedingt Luft. In meinen Ohren und in meinem Kopf dröhnte es, als sollte er im nächsten Moment gesprengt werden.

Aber ich war noch so klar, daß ich mitbekam, was in meiner nächsten Umgebung passierte.

Das Wasser drückte uns höher. Ich hielt die Augen offen. Über mir klärte sich das »Glas«. Und der Körper des Monstrums zuckte. Zweimal, dreimal, dann merkte ich, wie der Druck der verdammten Arme schwächer wurde und schließlich nicht mehr da war.

Sofort bewegte ich die Arme und die Beine. Ich schwamm wie ein Frosch an die Oberfläche. Alles in mir schrie nach Luft. Ich konnte den Mund nicht mehr geschlossen halten. Es war mir jetzt auch egal, ob Wasser in meinen Mund drang oder nicht. Ich brauchte Luft, und so riß ich den Mund auf.

Kein Wasser.

Waldluft.

Nicht die beste, aber in diesem Fall war sie für mich so etwas wie Medizin. Über meinen Ohren lag dichter Nebel, durch den ich eine mir bekannte Stimme hörte.

Suko schrie mir etwas zu. Dann spürte ich, wie zwei Hände meine Handgelenke umklammerten. Die Klauen eines Monstrums. Es war Suko, der mich ans Ufer zog.

Irgendwie krabbelte ich aufs Trockene, hustete, spuckte aber kein Wasser.

Ich wischte über mein Gesicht, und so klärte sich auch der Blick. Neben mir stand Suko, und er hielt seine Dämonenpeitsche fest, mit der er das Monster getroffen hatte.

Ich fing sein Lächeln auf.
Dann nickte ich.
»Schau nach vorn, John!«
Noch einmal putzte ich mein Gesicht frei und strich die nassen, verklebten Haare zurück, bevor ich dem Rat meines Freundes folgte. Ich sah, was geschehen war.
Greta Kinny schwamm auf dem Wasser.
Nicht mehr als Monster, sondern die echte Greta, denn durch die Treffer mit der Peitsche hatte sie sich wieder zurückverwandelt. Wir sahen ihren normalen Körper, aber wir sahen auch, daß er von zwei Kugellöchern an verschiedenen Stellen zerrissen war. Die eine Kugel hatte dicht unter dem Hals ein gewaltiges Loch gerissen, die andere unter ihrem Bauchnabel.
»Das muß Cameron gewesen sein«, sagte Suko.
Ich gab ihm durch mein Schweigen recht.
Der Körper war von uns weggetrieben worden. Er schwamm jetzt in der Teichmitte und wirkte schon wie aufgebläht, als hätten sich Gase gebildet.
Einmal sah ich ihr Gesicht. Grünlich und bleich. Mit toten, leeren Augen.
Und in der Tiefe unter ihr bewegten sich lange Schatten, die zitternd und schwankend gegen die Oberfläche stießen.
Nein, das waren keine Schatten.
Das waren dünne, geschmeidige und trotzdem kräftige Arme, die sich holten, was ihnen zustand.
Sie umklammerten den Körper, zerrten ihn in die Tiefe, und er verschwand vor unseren Augen, als wäre er dabei, sich allmählich aufzulösen.
»Belassen wir es dabei?« fragte Suko.
»Ja, ich denke schon.«
»Dann komm hoch.« Er half mir beim Aufstehen. Ich blickte nicht mehr zurück. Ich wollte es einfach nicht. Ich wollte auch nicht länger in diesem Wald bleiben.
Wir trafen mit Doug Kinny zusammen. Gretas Vater hockte auf dem Boden. Er starrte ins Leere. Erst nach einer Weile hob er den Kopf.
»Können wir gehen?« flüsterte er.
»Sicher«, sagte Suko.
Zu dritt verließen wir den Wald und drehten uns nicht einmal um. Als wir das Haus sahen, da sagte Doug Kinny: »Es war einmal ein Mann, der eine Tochter hatte. Und wissen Sie, wie der Mann hieß?«
»Das waren Sie«, sagte ich.
»Ja, genau, das war ich.«
Nach dieser Antwort begann er zu weinen. Er würde es nie begreifen können, wir irgendwo auch nicht, aber es hatte keinen Sinn, gegen die

Mächte anzugehen, die schon seit Urzeiten auf der Welt hausten. Dazu waren wir einfach zu schwach, das sahen auch Suko und ich.

Noch etwas war geschehen.

Der Geschmack aus meinem Mund war verschwunden und somit die letzte Erinnerung an Greta Kinny…

ENDE des Zweiteilers